

Die Freie Universität kämpft entschlossen für den Erhalt der Medizin

Warum wir siegen werden

Das Universitätsklinikum Benjamin Franklin (UKBF) kämpft um seine Existenz. In einem politischen Willkür-Akt hat die neue SPD/PDS-Koalition des Berliner Senats kurz vor Weihnachten beschlossen, den Fachbereich Humanmedizin der FU Berlin aufzugeben und das UKBF vom Lehr- und Forschungsklinikum in ein Krankenhaus der Regionalversorgung umzuwandeln. Der Beschluss hat in der Universität und der gesamten Wissenschaftslandschaft wie ein Schock gewirkt und binnen kurzem eine breite Front des Widerstands mobilisiert. Die große Solidarität der Berliner Bevölkerung und die Stichhaltigkeit der Fakten machen zuversichtlich, dass der unsinnige Koalitionsbeschluss keinen Bestand und das UKBF eine Zukunft haben wird. Der Dekan des Fachbereichs Humanmedizin, Prof. Dr. Martin Paul, erläutert in seinem nachfolgenden Artikel, weshalb die Abwicklung der FU-Medizin unvernünftig wäre und im Interesse Berlins verhindert werden muss.

Die Aufgabe des UKBF als Universitätsklinikum ist nicht nur ein Affront gegen die Leistungsbereitschaft und Leistungsfähigkeit eines Leuchtturms der Hochleistungsmedizin in Berlin, wie der Wissenschaftsrat in jüngsten Äußerungen mehrfach bestätigt hat. Hochschulpolitisch wird damit die Axt an die Freie Universität gelegt, die ohne medizinischen Fachbereich keine vollgültige Universität mehr wäre. Mit diesem massiven Verstoß gegen die Hochschulverträge können sich auch die anderen Hochschulen ihrer Zukunft nicht mehr sicher sein. Somit kämpft das UKBF auch für die FU und die Berliner Wissenschaftslandschaft.

Wirtschaftspolitisch wird massiv in die Innovationsfelder Medizintechnik und Biotechnologie eingeschnitten, in denen Berlin bisher gut aufgestellt war. Neben den 5.000 Arbeitsplätzen des Klinikums sind viele innovative Start-ups und mittelständische Unternehmen in Dahlem und darüber hinaus betroffen. Wer neue Arbeitsplätze in Berlin schaffen will, muss in diesen Bereich investieren, statt ihn kaputt zu sparen.

Diese und viele weitere Argumente gegen die Abwicklung der FU-Medizin haben wir der Politik vorgetragen und der Bevölkerung und den Medien nahe gebracht, mit unterschiedlichem Erfolg. Während die Politik formell weiter auf dem Schließungsbeschluss der Koalitionsvereinbarung beharrt, wachsen in PDS und SPD die Zweifel, ob es sinnvoll gewesen ist, der im Sommer vereinbarten Expertenkommission für die Berliner Hochschulmedizin vorab ein negatives Beratungsergebnis vorzugeben.

Vollends beeindruckend ist der offene Protest der UKBF-Beschäftigten: vom Professor und Studenten bis zum technischen und pflegerischen Personal. Auch viele Patienten, wie uns in vielen Briefen und Telefonaten bestätigt wird. Das UKBF steht wie ein Mann und wie



Am 17. Januar demonstrierten die FU-Medizinerinnen und FU-Mediziner auf dem Potsdamer Platz.

eine Frau gegen seine Abwicklung – ein enorm positiver Schub für das „Wir-Gefühl“ unseres Klinikums, der uns noch leistungsfähiger machen wird. Auch die Bevölkerung und Medien unterstützen unseren Widerstand vorbildlich. Binnen weniger Wochen wurden über 100.000 Protest-Unterschriften gesammelt. Der neue Berliner Senat hat sich eine neue außerparlamentarische Opposition geschaffen. Wir sind mit Demonstrationen auf der Straße, unser Protest ist kreativ und findet Aufmerksamkeit.

Richtig ist, dass die Hochschulmedizin in Berlin noch Optimierungspotenziale besitzt. Wir treten nicht gegen das Sparen an sich an. Wo es sinnvoll ist, sollte es geschehen. Das UKBF wehrt sich nur gegen eine unsinnige Spar-

aktion, die mehr kostet als sie einbringt. Der Protest ist auch deshalb so engagiert, weil sich das UKBF ungerecht behandelt fühlt. Der Veränderungsprozess des UKBF, der in den letzten Jahre viele Früchte getragen hat, ist ein positives Turn-around-Modell für Berlin insgesamt.

NETZWERK DARF NICHT ZERSTÖRT WERDEN

Ganz wesentlich für diesen Erfolg ist die 1995 durch das Universitätsmedizinengesetz initiierte Fusion von Klinikum, vorklinischen Institutionen und Zahnmedizin, die zu positiven Synergieeffekten und einer massiven Leistungssteigerung der FU-Medizin geführt haben. Dieses komplexe Netzwerk, das sich hinter dem Kürzel „UKBF“ verbirgt, darf nicht durch neue Sparmaßnahmen zerstört werden; es ist nicht einfach in andere Institutionen transplantierbar oder teilbar. „Innovation und Gerechtigkeit“, so der letzte SPD-Wahlslogan, kann sich dieser Senat nicht ans Revers heften.

Die strukturellen Maßnahmen des Fachbereichs Humanmedizin zur Verbesserung und Profilbildung in der Forschung haben rasch Erfolge gezeitigt: Hatte der Wissenschaftsrat Anfang der 90er Jahre der FU-Medizin deutlichen Nachholbedarf in der Forschung attestiert, so konnte sich die FU-Medizin innerhalb weniger Jahre in diesem Bereich an eine führende Position im Bundesvergleich setzen. Stimuliert durch eine leistungs-

bezogene Mittelvergabe aus den staatlichen Zuschüssen im Fachbereich entwickelte sich ein kollegialer Wettstreit um die Verbesserung der Publikationsleistung und die Einwerbung der Drittmittel, deren Volumen in der Wissenschaft allgemein als Indikator für Leistungsfähigkeit gilt. Hier konnten Forscher des Fachbereichs Humanmedizin neben einer Vielzahl von Einzelprojekten federführend zwei von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte Sonderforschungsgebiete, zwei Forschergruppen sowie drei Graduiertenkollegs begründen. Darüber hinaus sind sie an allen weiteren wesentlichen derartigen Einrichtungen der Berliner Hochschulmedizin und der naturwissenschaftlichen Fachbereiche der FU beteiligt. Die Humanmediziner der Freien Universität scheuen nicht den Leistungsvergleich mit anderen. Im Gegenteil: Sie suchen den Wettbewerb ebenso wie die fachliche Kooperation!

Wie kann der politische Konflikt um das UKBF gelöst werden? Wir setzen auf die Vermittlungstätigkeit des Wissenschaftsrates, das Votum der Expertenkommission und stellen uns einer umfassenden Evaluation. Am wichtigsten ist, dass Wissenschaftspolitik in Berlin zu einer Lageinschätzung zurückkehrt, die auf Fakten basiert und die Konsequenzen in einem ergebnisoffenen Dialog zieht. Wenn sich Leistung lohnen soll – so ein anderer Polit-Slogan – dann hat das UKBF nichts zu fürchten.

Prof. Dr. Martin Paul
Dekan des Fachbereichs Humanmedizin

besser: mehr wissen!
www.BerlinOnline.de

BerlinOnline
BERLIN AUF EINEN KLICK!

Berlin spart nicht – Berlin verliert! Who is next?

Die Absicht der neuen Koalition, das Universitätsklinikum Benjamin Franklin und damit die gesamte FU-Medizin zu schließen, kann niemanden ruhig schlafen lassen, der weiß, dass Wissenschaft und Kultur existentiell für die wirtschaftliche Entwicklung und die hohe Attraktivität Berlins sind. Die dümmlichen Begründungen und Falschbehauptungen der Koalition zeigen fehlende Sachkenntnis bei der Entscheidungsfindung. Die Koalitionsabsichten stoßen auf massiven Widerspruch: Wissenschaftsrat, DFG, Hochschulrek-



Foto: Auserhoffer

torenkonferenz, Max-Planck-Gesellschaft, Medizinischer Fakultätentag haben entsetzt reagiert und die weit überdurchschnittliche Leistungsbilanz der FU-Medizin in Forschung und Lehre betont – TU und HU sowie Vertreter der Wirtschaft und der Gewerkschaften haben sich angeschlossen. Die Koalitionsabsichten werden als ein Angriff auf die Wissenschaft insgesamt verstanden. Trotz der vor kurzem abgeschlossenen Hochschulverträge weiß sich keine Wissenschaftseinrichtung in Berlin mehr sicher. Wer ist der Nächste? Dass durch Schließung des UKBF der Berliner Haushalt nicht saniert wird, weiß jeder. Wer sorgfältig rechnet – wie das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung – weiß, dass Berlin mehr Geld verliert als es spart. Da aber trotz eingehender Kritik – selbst Mitglieder der SPD und PDS denken inzwischen um – an der Entscheidung festgehalten wird, ist massiver öffentlicher Druck weiterhin dringend erforderlich. Es ist erfreulich und dankenswert, mit welchem Engagement die Menschen aus allen Bereichen innerhalb und außerhalb der Universität, beileibe nicht nur aus der Medizin, sich an den öffentlichen Demonstrationen beteiligen. Die ersten 100.000 Protestunterschriften wurden gesammelt – und es wird weitergehen. Die Überzeugungskraft der Argumente gegen den politischen Kahlschlag muss zum Erfolg führen.

Halten Sie durch und helfen Sie mit – die Freie Universität und ihre Medizin vor politischer Willkür zu schützen: **Berlin braucht Zukunft, Berlin braucht Wissenschaft, Berlin braucht die FU-Medizin!**

Prof. Dr. Peter Gaetgens
Präsident der Freien Universität Berlin



Foto: Daffl

Drei Männer, eine Zuversicht: „Wir werden siegen!“ FU-Präsident Prof. Dr. Peter Gaetgens, sein Stellvertreter, der Erste Vizepräsident Prof. Dr. Dieter Lenzen und Prof. Dr. Martin Paul, der Dekan des Fachbereichs Humanmedizin, führen den Protest auf den Straßen und Plätzen Berlins an (v.l.n.r.).

Zahlen, Daten und Fakten zur Hochschulmedizin in Berlin

Die rot-rote Koalition hat sich verrechnet

„Falsche Daten führen zu falschen Entscheidungen. Im Fall der geplanten Abwicklung des Universitätsklinikums Benjamin Franklin zeigt sich das besonders deutlich. In vielfältiger Weise ging die Politik bei ihrem Beschluss zur Schließung der FU-Medizin von falschen Annahmen aus, die nun stückweise von unterschiedlicher Seite korrigiert werden müssen. Bei einem geordneten Verfahren – der Faktenerhebung und Beratung durch eine Expertenkommission – hätte sich dieses Knäuel aus Fehlinformation und Fehlentscheidung nicht bilden können. Nach Aussagen des Wissenschaftsrates ist die Hochschulmedizin insgesamt mit Abstand der leistungsfähigste wissenschaftliche Bereich in Berlin. Von den Gesamtdrittmittel-Einnahmen der beiden Berliner Universitätskliniken UKBF und Charité in Höhe von rund 41,5 Mio. Euro für das Jahr 2001 hängen direkt mehr als 2.400 hochqualifizierte Arbeitsplätze und indirekt weitere 4.500 Arbeitsplätze ab. „Sie ist damit nicht nur Motor für innova-

tive Unternehmensgründungen in unmittelbarer Nachbarschaft der Standorte, sondern darüber hinaus auch Katalysator für die gesamte biomedizinische Region Berlin-Brandenburg, die über 150 diesbezügliche Firmen aufzuweisen hat“, bemerkt der Wissenschaftsrat. Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) prognostiziert Einbußen von mehr als 3,32 Milliarden Euro (6,5 Milliarden Mark), wenn das UKBF seinen Universitätsstatus verliert. Das entspricht etwa fünf Prozent des Berliner Sozialprodukts. Von mehr als 5.000 Arbeitsplätzen am UKBF in Lehre, Forschung und Krankenversorgung sind derzeit rund 550 durch Drittmittel finanziert. Die Politik erwartet durch die Schließung der FU-Medizin eine Einsparung des jährlichen UKBF-Zuschusses in Höhe von 95 Mio. Euro. Davon müssen jedoch eine Reihe von Einnahme-Positionen abgezogen werden, die dem Land dann nicht mehr zugute kommen. So zum Beispiel die Einwerbung von Forschungs-Drittmitteln, die sich 2001 auf rund 25 Mio. Euro belief. Gerade an dieser Zahl zeigt sich auch die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit des UKBF. Im Durchschnitt wirbt jeder Professor am

UKBF über 310.000 Euro an Drittmitteln ein. Der Bundesvergleich liegt bei der Hälfte. Wegfallen würden auch Einnahmen durch überregionale Patientenversorgung im Universitätsbereich von weiteren rund 30 Mio. Euro. Ebenso abzuziehen von der Einsparsumme wären die notwendigen Rückzahlungen an den Bund aus Mitteln der Hochschulbauförderung. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geht im Moment von über 95 Mio. Euro aus. Fraglich sind auch die erhofften Einspar-effekte bei der Ausbildung der Medizinstudenten. Im Jahr 2000 hatte die FU 4.180 Medizin-Studenten, davon 560 Studienanfänger. Diese Studenten müssten kostenmäßig von der Humboldt-Universität übernommen werden. In der Tendenz zeichnen sich dadurch eher höhere Ausbildungskosten ab, denn auf günstigere Relation des UKBF mit Kosten von 175.000 Euro pro Medizin-Studienplatz (Bundesdurchschnitt rund 200.000 Euro) würde verzichtet. Ohnedies ist keineswegs sicher, ob eine Reduzierung der Medizin-Studienplätze aus rein fiskalischen Gründen vor den Verwaltungsgerichten Bestand haben würde. So scheiterte in der Vergangenheit die Einstellung des Studienganges am Berliner Verfassungsgericht. Den Studiengang Zahnmedizin gibt es heute immer noch. Auch

bei den Professuren unterliegt die Koalition einem Irrtum. Sie ging bei ihrem Beschluss davon aus, dass in den nächsten Jahren 80 Prozent der UKBF-Professuren neu besetzt werden sollten, was im Abgleich mit den Charité-Lehrstühlen zum Wegfall von Doppelangeboten führen könnte. Tatsächlich aber hat das UKBF in den letzten Jahren eine große Zahl von Neuberufungen erreicht, so dass in den kommenden Jahren nur noch für 26 Prozent der Lehrstühle Nachfolge-Berufungen anstehen. Nicht ausreichend mitbedacht wurde bei der Koalitionsentscheidung schließlich das Verhältnis zum Nachbarland Brandenburg, das gerade wegen der Ausstattung der Berliner Medizin auf den Aufbau einer eigenen Hochschulmedizin verzichtet hat. Zwei Universitätskliniken mit zur Zeit nach Plan noch 3.347 Betten (1990: 5.633 Betten) für Berlin und Brandenburg – also für sechs Millionen Einwohner – stellen im Vergleich mit anderen Bundesländern keine Überausstattung dar. Auf Einwohner bezogen haben andere Bundesländer eine deutlich höhere Dichte an Kliniken, auch der Bundesdurchschnitt liegt höher. Der Anteil der Brandenburger Patienten im UKBF beträgt 8,5 Prozent aller stationär belegten Betten.

Manfred Ronzheimer

„Die Freie Universität ist unsere Freiheitsstatue!“ Weltweite Solidarität

Täglich erreichen das FU-Präsidium und den Klinikumsvorstand Solidaritätsadressen und Protestschreiben, die an den Regierenden Bürgermeister gerichtet sind.

Die Briefe stammen aus dem In- und Ausland und haben eines gemeinsam: Ihr Unverständnis auszudrücken über die beschlossene Schließung der FU-Medizin und die Umwandlung des UKBF in ein regionales Krankenhaus. Viele Schreiber erinnern sich an die schwierige Gründungsphase und erzählen ein Stück Zeitgeschichte.

„Als eine der ersten Medizinstudentinnen der Freien Universität Berlin mit der Immatrikulationsnr. 159 habe ich im Jahr 1948 aus der SBZ kommend die politische Freiheit gewählt, nachdem die Pressionen gegen Studenten und Lehrkörper ein genauso unmenschliches Gesicht zu zeigen begannen wie in der Nazizeit. Die FU in Berlin (West) garantierte Freiheit der Lehre und Forschung und versammelte in ihren Provisorien Studenten und Lehrer des gleichen Freiheitswillens, wofür die Amerikaner die geistigen und materiellen Grundlagen schufen und mit täglichen Quäkerspeisungen das Überleben der Studenten sicherten.“

Dr. med. Eva Pakuscher, Berlin

„Wenn eine Universität existent bleibt, dann kann und muss es nur die FU sein! Alles, womit das amerikanische Volk die Freiheit gestärkt, gefördert und erhalten hat, muss weiter erhalten bleiben. Die Freie Universität ist unsere Freiheitsstatue!“

Dr. Karl-Heinz Rinne, Berlin

„Ich arbeite in Philadelphia, einer Stadt mit vier medizinischen Hochschulen [...] einer veterinärmedizinischen Hochschule [...]. Ich bin überzeugt, dass der Major of Philadelphia der Idee, auch nur eine dieser Einrichtungen schließen zu wollen, sofort entgegen treten würde, hängt doch der Weltruf Philadelphias gerade von der so erfolgreichen biomedizinischen Forschung und Lehre dieser Hochschuleinrichtung ab.“

Dr. med. vet. Bernd Driessen, School of Veterinary Medicine, University of Pennsylvania

„Als Neubürgerin, Medizinstudentin und Mutter von zwei Kindern bewarb ich mich an beiden Berliner Unis, um mein Studium mit dem Praktischen Jahr und dem Dritten Abschnitt der Ärztlichen Prüfung abzuschließen. Die Regelstudienzeit hatte ich aus o.g. Gründen um drei Semester überzogen. Dies war ein Grund für die Humboldt-Universität eine Immatrikulation abzulehnen, obwohl mein Studium in diesem Stadium „nur“ noch Verwaltungskosten für die Vermittlung der drei PJ-Trimester-Stellen und Abwicklung der Prüfung kostete und im Gegenzug eine kostengünstige Arbeitskraft in den finanziell und personell so gebeutelten Krankenhäusern gewonnen wäre. Diese Gelegenheit ließ sich die Freie Universität nicht entgehen. Mein Studium konnte ich dadurch ohne weiteren Zeitverlust im Juni 2001 beenden.“

Silke Höft, Berlin

17. Dezember 2001

Auf einer Informationsveranstaltung „Die Hochschulmedizin im Rahmen der Koalitionsverhandlungen“ werden die Beschäftigten des Universitätsklinikums Benjamin Franklin über Gerüchte informiert, dass die FU-Medizin geschlossen werden soll.

20. Dezember 2001

Das Gerücht wird Realität: Die zwischen SPD und PDS ausgehandelten Koalitionsvereinbarungen sehen vor, den Fachbereich Humanmedizin zu schließen und das UKBF in ein regionales Versorgungskrankenhaus zu verwandeln. In einer Informationsveranstaltung informiert der Klinikumsvorstand und das Präsidium der Freien Universität die Mitarbeiter/innen.

11. Januar 2002

Der Parteitag der SPD tagt im Internationalen Congress Centrum (ICC), um über die Koalitionsvereinbarungen abzustimmen. Rund 4.500 Mitarbeiter/innen der Freien Universität demonstrieren vor dem ICC. Unterstützung erhält die Freie Universität von Prof. Dr. Jürgen Mlynek, dem Präsidenten der Humboldt-Universität, Prof. Dr. Kurt Kutzler, dem Ersten Vizepräsidenten der Technischen Universität, Susanne Stumpfenhusen, der ver.di-Landesvorsitzenden, Monika Grütters (CDU) und Lisa Paus (Bündnis 90/Die Grünen). Um auf die drohende Schließung des Fachbereichs Humanmedizin hinzuweisen, werden in einer Sternfahrt

Chronologie des Koalitionsbeschlusses zur Abwicklung der Humanmedizin an der FU Berlin

Aus dem Gerücht wird bittere Gewissheit

zum ICC mehrere Krankenhausbetten durch Berlin geschoben. Der SPD-Landesparteitag stimmt den Koalitionsvereinbarungen zu.

12. Januar 2002

Der Parteitag der PDS stimmt im Schöneberger Rathaus den Koalitionsvereinbarungen zu. Trotz Schneeregens demonstrieren rund 500 FU-Beschäftigte gegen die Schließung des Fachbereichs Humanmedizin. Prof. Dr. Dieter Lenzen, Erster Vizepräsident der FU, trägt den PDS-Mitgliedern eine Resolution vor. Die PDS signalisiert Dialogbereitschaft.

15. Januar 2002

Der Präsident der Freien Universität, Prof. Dr. Peter Gaehtgens, der Erste Vizepräsident, Prof. Dr. Dieter Lenzen, der Dekan des Fachbereichs Humanmedizin, Prof. Dr. Martin Paul, und der Ärztliche Direktor des UKBF, Prof. Dr. Wolfgang Hinkelbein, führen ein Gespräch mit Vertretern der PDS: Dr. Gregor Gysi, Dr. Thomas Flierl und Benjamin Hoff.

16. Januar 2002
Alle Parteien der Bezirksverordnetenversammlung Steglitz-Zehlendorf verurteilen die Entscheidung zur Schließung der FU-Medizin. Rund 750 Beschäftigte der FU demonstrieren.

17. Januar 2002

Im Berliner Abgeordnetenhaus werden der Regierende Bürgermeister und die Senator/innen gewählt. Während eine Delegation unter Leitung des FU-Präsidenten Prof. Dr. Peter Gaehtgens Gespräche im Abgeordnetenhaus führt, ziehen rund 2.000 Beschäftigte vom Anhalter Bahnhof zum Potsdamer Platz. Auch der Bundesverband des Marburger Bundes, die Berliner Ärzte- und Apothekerkammer sowie die CDU-Fraktion im Berliner Abgeordnetenhaus wenden sich gegen die Schließung der FU-Medizin.

21. Januar 2002

Prof. Dr. Peter Gaehtgens, Prof. Dr. Martin Paul und Prof. Dr. Wolfgang Hinkelbein treffen mit dem Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit



Klaus Wowereit beim SPD-Parteitag.



**Zur Person Benjamin Franklin
Zusammenhalten oder
hängen**



Benjamin Franklin, der Namenspatron des Universitätsklinikums der FU Berlin. Kupferstich um 1830 von Francesco Petroncini nach Porträt um 1780.

Das UKBF trägt seit dem Juni 1994 den Namen Benjamin Franklin. Die Umbenennung anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des Universitätsklinikums Steglitz erfolgte in Würdigung der deutsch-amerikanischen Benjamin-Franklin-Stiftung, die 1955 zum Bau der Berliner Kongresshalle ins Leben gerufen wurde und ab 1958 die Errichtung des Universitätsklinikums förderte. Die von Eleanor Dulles, der damaligen Berlin-Expertin im US-Außenministerium und Schwester des amerikanischen Außenministers John Foster Dulles, initiierte Stiftung trug mit 60 Mio. Mark rund ein Fünftel der Gesamtkosten zur Realisierung des Klinikums bei. Der Namensgeber Benjamin Franklin (17.1.1706 – 17.4.1790) ist einer der populärsten Gründerväter der Vereinigten Staaten. Hierzulande ist er den meisten als Erfinder des Blitzableiters bekannt, tatsächlich war er ein Allround-Genie, das sich auf den unterschiedlichsten Feldern, von der Technik über das Verlagswesen bis hin zu Politik, erfolgreich betätigte. Franklins Karriere begann mit einer Drucker-Ausbildung in der Zeitung seines Bruders, wo er sich seine ersten journalistischen Sporen verdiente. 1723 gründete er in Philadelphia seine eigene Druckerei und gab ab 1729 die Wochenzeitung „Pennsylvania Gazette“ heraus. Daneben engagierte er sich in zahlreichen öffentlichen Projekten, richtete unter anderem 1731 die erste öffentliche Leihbibliothek Amerikas ein, rief die erste Feuerwehr der Stadt ins Leben und entwickelte als Postmeister des Abgeordnetenhauses von Pennsylvania Methoden zur Verbesserung der Straßenbefestigung und -beleuchtung. 1747 begann Franklin mit seinen Experimenten auf dem Gebiet der Elektrizität; fünf Jahre später führte er sein berühmtes Drachenexperiment durch, mit dem er nachwies, dass Wolken elektrisch geladen sind. Für seine wissenschaftlichen Leistungen erhielt Franklin zahlreiche Auszeichnungen. Es folgten die politischen Jahre, in denen sich Franklin als Vorkämpfer der amerikanischen Unabhängigkeit betätigte. So gehörte er zu den Mitunterzeichnern der Unabhängigkeitserklärung von 1776. Damals wandte sich Franklin mit den berühmten Worten an die Assembly: „We must all hang together, or assuredly we shall all hang separately“ („Wir müssen alle zusammenhalten, oder wir werden alle alleine hängen“). In Europa wirkte Franklin für mehrere Jahre als Diplomat in Paris, bis er 1785 Gouverneur seines Heimatstaates Pennsylvania wurde. 1790 starb Franklin im Alter von 84 Jahren, als einer der populärsten Politiker seiner Zeit. **Manfred Ronzheimer**

Hedwig Francois-Kettner ist im Universitätsklinikum Benjamin Franklin eine von den Ärztinnen und Ärzten sowie dem Pflegepersonal gleichermaßen geschätzte Persönlichkeit, die sich aufgrund ihres außergewöhnlichen Engagements auch ohne autoritäre Gebärden Anerkennung und Respekt verschafft hat. Sie ist seit 17 Jahren die Pflegedirektorin des UKBF, bereits zum dritten Mal wurde sie in dem jeweils auf fünf Jahre befristeten Amt bestätigt. Die diplomierte Krankenschwester und erfolgreiche Absolventin eines Studiums für Pflegemanagement ist Mitglied im Klinikumsvorstand und hat neben ihrer originären Zuständigkeit für den Pflege- und Funktionsdienst auch die Aufgabe, die Gesamtbelange der Universitätsklinik mitzugestalten. **Niclas Dewitz sprach mit Hedwig Francois-Kettner über die Auswirkungen des Schließungsbeschlusses für das Pflegepersonal und die Patienten.**

Was unterscheidet ein Universitätsklinikum von einem städtischen Krankenhaus aus Sicht des Pflegepersonals?

Ein Universitätsklinikum hat diverse Aufgaben, die ein städtisches oder privates Krankenhaus nicht hat. Hier werden nicht nur Studierende ausgebildet. Eine wesentliche Rolle spielt auch, dass sich nahezu alle Mediziner in der Weiterbildung befinden und damit regelhaft in den unterschiedlichen Bereichen rotieren. Die Ausbildung findet in hohem Maße als „bedside-teaching“ statt. Dies beinhaltet, dass Lehre und Krankenversorgung engmaschig miteinander verknüpft sind. In den Praxisbereichen und stationären Sektoren, aber auch in den Polikliniken (über die ein städtisches oder privates Haus

Interview mit der UKBF-Pflegedirektorin Hedwig Francois-Kettner

Was kommt auf das Pflegepersonal und die Patienten zu?



Auch für das Pflegepersonal und die Patienten hat der Abwicklungsbeschluss negative Konsequenzen.

nicht verfügt) laufen Forschungsvorhaben, die die klinische Forschung mit und am Patienten beinhalten. Darüber hinaus werden Behandlungsformen getestet, bevor sie in den Regelbetrieb anderer Versorgungssysteme Eingang finden. Auch im Pflegebetrieb setzen wir uns kritisch mit neuen Inhalten auseinander. Wir testen neue Pflegeformen, bewerten und veröffentlichen die Ergebnisse und führen verschiedene Forschungsprojekte durch. So hat das Klinikum Benjamin Franklin – wie es uns jetzt auch durch diverse Stellungnahmen bestätigt wurde – eine Vorreiterrolle unter den Universitätskliniken Deutschlands inne.

Welche Auswirkungen hätte die Umwandlung des UKBF in ein städtisches Krankenhaus für das Pflegepersonal?

Das Pflegepersonal würde zum Beispiel den Wegfall der ärztlichen Rotation negativ und positiv erleben. Positiv, weil durch die ständige Rotation, die heute gegeben

ist, eine gewisse Ruhe in den Bereichen eintreten würde, die – negativ betrachtet – Stillstand bzw. Alltagsroutine ohne neue Herausforderungen beinhalten könnte. Die Polikliniken würde es unter den heutigen Bedingungen nicht mehr geben. Die Pflegekräfte, die in Forschungsprojekten als Study Nurse eingesetzt sind, würden arbeitslos. Der gesamte Sektor, der in diesem Hinblick zu betrachten wäre, würde eine drastische Veränderung für etwa 100 Pflegekräfte, das sind rund zehn Prozent des Gesamtpersonals, beinhalten. Das würde bedeuten: Wegfall der Stellen, Umsetzung in andere Bereiche, Veränderung der täglichen Arbeitszeit und vieles andere mehr.

Welche Auswirkungen hätte dies auf die Qualität der Krankenversorgung? Was würde die Patienten erwarten?

Die unmittelbaren Auswirkungen möchte ich derzeit gar nicht anführen. Vor allen Dingen auch deshalb nicht, weil das nicht

seriös darstellbar ist. Für die Patienten würden sich sicher in den Sektoren der poliklinischen Sonder- und Spezialsprechstunden erhebliche Nachteile ergeben. Sie sind es heute gewohnt, Nachbetreuungen zu erfahren, die in den Spezialfragestellungen besonderer Krankheitskomplexe für sie eine existentielle Bedeutung haben. Dafür ist der Berliner Markt mit den niedergelassenen Ärzten aus meiner Sicht keinesfalls gerüstet. Und ich gebe nicht nur meine Meinung wieder, dass das ein gravierendes Problem für nahezu 165.000 Patienten wäre.

Befürchten Sie betriebsbedingte Kündigungen?

Auch das wäre Spekulation. Allerdings ist die Aussage der Politiker, dass es in Berlin zunächst keine betriebsbedingten Kündigungen gäbe, genau so wenig zuverlässig, wie die Aussage, dass die Universitätsmedizin in Berlin eine seriöse Vertragsdauer bis 2005 habe. Sie sehen, wie schnell die Aussagen geändert werden und wie wenig Bestand das Wort unserer Politik heute hat.

Niclas Dewitz



Hedwig Francois-Kettner, Pflegedirektorin des UKBF.

Gilbert Schönfelder ist ein Medienstar. Kein gelernter, aber dafür ein echter. Seit der drohenden Abwicklung des Fachbereichs Humanmedizin der Freien Universität managt er einen Großteil der Anfragen im Klinikum, besorgt in wenigen Minuten einen Fachmann für Raucherbeine; vermittelt Interviews mit dem Dekan oder spricht mal eben mit der Chefredaktion des „Tagesspiegels“. Alles geht rasant schnell. Das Sprechen wie das Ideen-Entwickeln. „Wir müssen den Leuten klar machen, dass der Wegfall des Klinikums der Anfang vom Ende der FU ist.“ Gleich darauf schmiedet er Pläne für eine Plakataktion, verhandelt mit der Morgenpost über ein Banner und erzählt einem Journalisten, wie es zu der Aktion Bettenschieben kam. Dann klingelt das Handy, Schönfelder springt auf und ist schon wieder konzentriert beim nächsten Gespräch. Wer derart unter Hochdruck arbeitet, kann am Klinikum derzeit nur einen Chef haben: den Dekan Prof. Dr.

Der Medienfachmann und Mediziner Dr. Gilbert Schönfelder

Springinsfeld mit Handy

Martin Paul. Ihm verdankt Schönfelder viel. Nicht nur die Medienwirksamkeit, sondern auch einen Teil seiner wissenschaftlichen Karriere. Nach dem Abitur in Berlin Steglitz studiert Schönfelder an der Freien Universität, wechselt mit dem Hochdruck-Mediziner zum MDC, wo er noch als Student für den Laboraufbau und die Organisation zuständig ist, bis er schließlich die beste Dissertation seines Faches über „Regulationsmechanismen und pathophysiologische Bedeutung von Stickstoffmonoxid-Synthasen im fetoplazentaren Kreislauf“ schreibt. Preise habe er eine ganze Menge erhalten, auch internationale, so der 33-



Dr. Gilbert Schönfelder

Jährige, der derzeit acht Doktoranden betreut. Das Studium, die Arbeit im Labor waren dem rührigen Berliner nicht genug, weshalb er 1995 gemeinsam mit Kollegen europaweit die erste Firma gründete, die genetisch veränderte Ratten und Mäuse produzierte. Inzwischen ist die Firma mit einer amerikanischen fusioniert und firmiert als eine der großen biotechnologischen Firmen unter dem Namen Atugen AG. Aus der aktiven Arbeit in der Firma hat sich Schönfelder inzwischen als Gründungsaktionär zurückgezogen. Um so wichtiger ist die Medienarbeit, die ihm einen großen Spaß zu machen scheint.

Angefangen hat alles mit einem internationalen Symposium über Umweltchemikalien mit Östrogenen, wo die crème de la crème der Forschung versammelt war. Schönfelder gibt Interviews über verfrühte Pubertät und Spermienkrisen als Reaktion auf Umweltchemikalien; bald ist er ein beliebter Ansprechpartner der Presse, der über die Gefahr von Koffein ebenso locker plaudert wie über Energy-Drinks. „Wichtig ist doch nur, dass mich Lieschen Müller aus Pankow auch versteht“, meint er und fügt hinzu, dass er es eben gelernt habe, Statements so zu formulieren, dass sie nicht mehr geschnitten werden können. Das Denken in Bildern und Reden, gespickt mit Beispielen aus dem Alltag, kommen ihm auch bei seinen Studenten zu Gute. „Denn was nützt die beste Forschung, wenn man sie nicht herüber bringt“, meint Schönfelder. Das ist ihm in den vergangenen Wochen auf eine beeindruckende Weise gelungen.

Felicitas von Aretin



Foto: Döhl

Die Philosophie einer „Voll-Universität“

Universität: Nicht ohne Medizin!

Die Zerschlagung unserer Medizin nimmt der Freien Universität den Charakter einer „Voll-Universität“. Die Zerschlagung unserer Medizin negiert zwei Jahrtausende europäischer Bildungsgeschichte. Warum?

„Universitas“ meint seit dem Altertum die Gesamtheit der Dinge. Zu dieser Gesamtheit gehörte schon in der griechischen Antike die Medizin als Bestandteil der Philosophie. So unterschied Platon zwischen der Medizin und der Rhetorik.



Prof. Dr. Dieter Lenzen

Die Medizin untersucht die Natur des Körpers, die Rhetorik die Erforschung der Seele. Am Anfang des abendländischen Denkens geht es also immer darum, dass Wissenschaft sich mit dem Ganzen beschäftigt. Auf diese Weise sollte sicher gestellt werden, dass der Arzt auch die Krankheit als Bestandteil des menschlichen Ganzen betrachtet. Deswegen verlangt das Mittelalter von den Ärzten die Kenntnis aller freien Künste, der „septem artes liberales“.

Die Medizin heißt „zweite Philosophie“. Sie ist mit der Theologie eng verknüpft. Bis zum 17. Jahrhundert etabliert sie sich als akademisches Fach an den Universitäten. Auch für die Aufklärung ist der Arzt „Philosophus“, wenn er im wahren Sinne gebildet ist. Das entspricht dem Bildungsideal der europäischen Universität. So heißt es in einem Handbuch des 19. Jahrhunderts: „Universität ist eine Unterrichtsanstalt, welche alle Wissenschaften oder das ganze Gebiet der Gelehrsamkeit umfasst; weshalb man sie auch zum

Unterschiede von den beschränkteren, bloß vorbereitenden Lehranstalten eine hohe oder Hochschule nennt...“

Eine „beschränktere Lehranstalt“ scheint nun genau das Ziel rot-roter Politik zu sein. Sie unterstützt damit eine Fehlentwicklung, die für das 20. Jahrhundert typisch war.

Das Ganze wird in viele Einzelheiten zerlegt. Der Blick der Wissenschaftler auf das Ganze geht – zum Schaden der Menschen – verloren.

In den letzten 30 Jahren haben die Wissenschaften eine Lektion gelernt: Die immer fortschreitende Spezialisierung auch der Medizin kann sich gegen die Interessen der Menschen richten. Deshalb fordern viele Wissenschaftler, seien es Mediziner, Sozial- oder Geisteswissenschaftler, Transdisziplinarität.

Das bedeutet, dass auch der menschliche Körper aus der Sicht vieler Wissenschaften betrachtet werden muss. Aus diesem Grunde arbeiten Mediziner, Naturwissenschaftler, Sozial- und Geisteswissenschaftler in vielen Fragestellungen zusammen. Medizinsoziologie, Evolutionstheorie, Sozialanthropologie, medizinische Anthropologie, medizinische Psychologie, Biomedizin, medizinische Physik – diese und viele andere Verbindungen sind der Ausdruck für einen engen Zusammenhang zwischen der Medizin und der übrigen Universität.

In diesem Augenblick handeln Berliner Politiker gegen wissenschaftli-

che Selbstverständlichkeiten. Ignorant, informations- und belehrungsresistent und ohne Folgenabschätzung praktiziert

eine Handvoll Akteure einen Politikstil, der in seiner Einfachheit erschreckt. Die Beseitigung von komplexen Systemen wie der Humanmedizin an der Freien Universität ist die ratloseste und damit primitivste Form politischen Handelns. Sie wendet den Blick ab von den Notwendigkeiten des Ganzen und schaut in eine fiskalische Tunnelröhre.

Weil die Freie Universität aber auf Universitas bestehen muss, ist der Kampf um die Hochschulmedizin identisch mit dem Kampf um die Lehre aus einer Wissenschaftsgeschichte, in der wir es uns nicht leisten können, auf wechselseitiges Wissen und Verstehen zu verzichten. Sei es das Verständnis psychischer Bedingungen des Krankseins, sei es das medizinische Grundverständnis für künftige Lehrkräfte bei der Diagnose kindlicher Lernschwierigkeiten, sei es die Biochemie als Basis des Verstehens neuronaler Prozesse.

Eine Gesellschaft, die über sich hinaus wachsen will, wird nicht zulassen, dass Provinzpolitiker mit drei Sätzen einer Koalitionsvereinbarung abendländische Kulturgeschichte negieren. Schon gar nicht in Berlin, das nicht zum ersten Mal Schauplatz ignoranter Politik ist.

Prof. Dr. Dieter Lenzen
Erster Vizepräsident der
Freien Universität Berlin



Foto: ANK

Die enge Kooperation mit dem Universitätsklinikum Benjamin Franklin ist für die Mediport Biotechnik GmbH unverzichtbar

Wirtschaftsmotor UKBF

Berlin lebt von der Wissenschaft. Zumindest noch heute. Die lange biomedizinische Tradition der Stadt hat dazu geführt, dass sie sich als Wissenschaftsstandort einen Namen gemacht hat. In den vergangenen Jahren haben sich hier vor allem biotechnologische Firmen niedergelassen. Zu den Firmengründungen zählen einige, die in den 60er Jahren als Ausgründungen aus Universitäten entstanden sind. Dazu gehört auch die 1997 gegründete Mediport Biotechnik GmbH, die ihren Sitz in direkter Nachbarschaft zum Universitätsklinikum Benjamin Franklin (UKBF) hat. Das Unternehmen ist ein Auftragsforschungslabor, das Dienstleistungen im Bereich der Entwicklung und Erprobung medizinischer und kosmetischer Produkte anbietet und sich auf den Einsatz tierversuchsfreier Methoden spezialisiert. Inwieweit die Mediport Biotechnik GmbH mit dem UKBF verzahnt ist und welche Folgen nicht nur die drohende Umwandlung des Uniklinikums in ein regionales Versorgungskrankenhaus, sondern auch die Schließung der FU-Medizin für das junge Unternehmen hätte, erläuterte Dr. Stephan Klug, Berater der Geschäftsleitung, in einem Gespräch mit Ilka Seer.



Stephan Klug berät die Geschäftsleitung der Mediport Biotechnik GmbH.

Projektes, die das BMBF gefördert hatte, erfolgte hauptsächlich durch Fördermittel und Risikokapital. Das hat sich rentiert.

Besaßen Sie zu diesem Zeitpunkt schon eigene Firmenzimmer?

Nein, in den ersten zwei Jahren saßen wir noch mit unserem Labor in der Dahlemer Garystraße, am Institut für Klinische Pharmakologie und Toxikologie der Freien Universität. Erst Ende 1999 sind wir nach Steglitz gezogen.

Inwieweit arbeiten Sie mit den Berliner Universitäten, insbesondere mit dem UKBF, zusammen?

Unser Unternehmen besteht aus 15 Mitarbeitern, von denen sieben Naturwissenschaftler sind, die von der Freien Universität stammen. Natürlich führen wir gemeinsame Forschungsprojekte mit den Berliner Universitäten durch. Dieses Potenzial ist ja auch einer der Gründe, weshalb wir uns damals entschieden haben, hier in Berlin zu bleiben. Unsere Firma ist aus einem Medizin-Institut der Stadt hervorgegangen. Und so ist es selbstverständlich, dass Kontakte gepflegt und in Projekten fortgeführt werden. Derzeit laufen zum Beispiel Kooperationen mit dem Institut für Klinische Pharmakologie und Toxikologie – und zwar mit dem Institutsleiter Prof. Dr. Martin Paul – sowie mit Frau Prof. Monika Schäfer-Korting vom Institut für Pharmazie.

Was sagen Sie zu der beabsichtigten Umwandlung des UKBF in ein Versorgungskrankenhaus und der angekündigten Schließung der FU-Medizin?

Ein Uniklinikum – und so auch das UKBF – kann die Keimzelle für zahlreiche Firmengründungen sein, denn dort werden Ideen geboren. Aus Forschungsprojekten entstehen Firmenprojekte. Und so entstehen Symbiosen. Junge Nachwuchswissenschaftler werden Firmenmitarbeiter, die später wieder gemeinsame Projekte mit ihren ursprünglichen Forschungsstätten durchführen. Forschungsprojekte werden Förderprojekte. Naheliegender ist doch, dass die gemeinsam mit einem Medizin- oder Pharmazie-Institut entwickelten Produkte direkt am dazugehörigen Uniklinikum – sprich: dem UKBF – getestet werden können. Das zum Thema „innovative Medizin“. Die Klinik dient Berlin als wirtschaftlicher Motor: Arbeitsplätze entstehen durch Firmenausgründungen, Umsätze werden gesteigert und durch Kooperationsprojekte fließt auch wieder Geld in die Klinik. Warum also soll etwas umfunktionierte werden, das profitabel funktioniert?

Ilka Seer

Mediport Biotechnik GmbH
Wiesenweg 10, D-12247 Berlin
Tel.: 030/76 94 31 00, Fax: 030/76 94 31 05
biotechnik@mediport.net
www.mediport-biotechnik.de



Foto: Dahl

Die deutsch-amerikanische Gründungsgeschichte des Universitätsklinikums Steglitz / Benjamin Franklin

- 4. Dezember 1948 Gründung der Freien Universität Berlin.
- Februar 1958 Der Berliner Regierende Bürgermeister Willy Brandt führt erste Gespräche mit dem amerikanischen Außenministerium (State Department) in Washington über das Vorhaben, in Berlin mit amerikanischer Unterstützung ein Krankenhaus zu errichten.
- Juni 1958 Das amerikanische Engagement für den geplanten Krankenhausneubau wird vom State Department unter der Bedingung befürwortet, dass er zugleich als Kern „eines medizinischen Lehrzentrums für die Freie Universität“ dient.
- August 1958 Die Benjamin-Franklin-Stiftung trägt mit 60 Mio. Mark rund ein Fünftel der Gesamtkosten zur Realisierung des Klinikums bei.
- 21. Oktober 1959 Feierliche Grundsteinlegung des Klinikums in Berlin-Steglitz. Die eingemauerte Urkunde würdigt den Bau als „Ausdruck der engen Verbundenheit zwischen den Vereinigten Staaten und dem freien Berlin“ und als „Beweis des Vertrauens in die Zukunft dieser Stadt“.
- 24. Juni 1964 Richtfest in Anwesenheit des Regierenden Bürgermeisters Willy Brandt.



Foto: John S. Galt/Photo Berlin

- 9. Oktober 1968 Feierliche Schlüsselübergabe des fertiggestellten Universitätsklinikums Steglitz an die Freie Universität.
- 3. März 1969 Aufnahme der ersten stationären Patienten.
- 1. April 1994 Integration der Zahnklinik Süd (Aßmannshauer Straße) in den Verbund des Universitätsklinikums.
- 26. Juni 1994 Festakt zum 25-jährigen Jubiläum des Universitätsklinikums Steglitz mit feierlicher Umbenennung in Universitätsklinikum Benjamin Franklin (UKBF) in Würdigung der Benjamin-Franklin-Stiftung.
- 15. Juli 1994 Übernahme des ehemaligen Militär-Hospitals der Amerikaner in Dahlem (Fabeckstraße).
- 1. April 1995 Das Gesetz über die Neuordnung der Hochschulmedizin in Berlin bringt entscheidende strukturelle Veränderungen: Durch die Zusammenführung des Universitätsklinikums Charité mit dem vormaligen FU-Klinikum Rudolf Virchow wird das UKBF zum einzigen Klinikum der Freien Universität. Dieses Gesetz begründet gleichzeitig den neuen Fachbereich Humanmedizin der FU, dem das UKBF, elf wissenschaftliche Institute des ehemaligen FU-Fachbereichs Grundlagenmedizin und drei ehemalige Bereiche des Virchow-Klinikums, darunter auch die Psychiatrische Klinik und Poliklinik in der Charlottenburger Eschenallee, zugeordnet werden. Der Fachbereich Humanmedizin ist der größte Fachbereich der Freien Universität.
- 4. Dezember 1996 Das Tibor-Diamantstein-Haus wird im Rahmen der Wissenschaftswoche des UKBF feierlich eröffnet. Damit erhält das Universitätsklinikum 780 Quadratmeter zusätzliche und dringend benötigte Forschungsfläche am Hindenburgdamm.

Emeritus Prof. Dr. Dr. h.c. Wilhelm Brosig schreibt an den Regierenden Bürgermeister

„Das, was Sie vorhaben, ist nicht gut so!“



Prof. Brosig hat 1963 am damaligen Klinikum Charlottenburg der FU die erste Nierentransplantation in Deutschland durchgeführt.

„Die von dem Berliner Senat beabsichtigte Streichung der Benjamin Franklin Klinik aus dem universitären Bereich der Freien Universität ist eine politische Entscheidung und gleichzeitig eine Beleidigung für alle diejenigen, die irgendwie mit der Gründung der Freien Universität befasst sind oder waren. Das, was Sie vorhaben ‚ist nicht gut so‘. Ich protestiere auf das Heftigste“, schrieb Prof. Dr. med. Dr. h.c. Wilhelm Brosig an den Regierenden Bürgermeister Mitte Januar. Der weltbekannte Urologe ist derzeit nicht der Einzige, dem die Wut die Feder oder die Taste führt. Täglich gehen an der Freien Universität eine Flut von Solidaritätsadressen ein, unter ihnen besonders viele von Gründungsstudenten und ehemaligen Mitarbeitern.

„Wissen Sie“, sagt der 89-jährige Emeritus der Freien Universität, „am schlimmsten ist, dass die Sozialdemokraten mit der PDS zusammengegangen sind“. Und seine Frau nickt.

Als deutsch-sprachige Pragerin saß sie neun Monate in tschechischer Haft, bis sie von den Kommunisten gemeinsam mit ihren Schwiegereltern vertrieben wurde. Wilhelm Brosig, den sie im deutschen Rudarclub in Prag kennengelernt hatte, war unterdessen als Mitglied des Afrika-Corps der Deutschen Wehrmacht in Kriegsgefangenschaft geraten und verbrachte vier Jahre als Lazarett-Arzt in Amerika. Nach 14-tägiger Schiffsfahrt landet der Mediziner, der an der deutschsprachigen Universität in Prag studiert hatte, in Bremerhaven. Im September 1946 sind die Eheleute endlich wieder vereint.

„Das waren schon sehr aufregende Jahre“, erzählt Brosig. In der Fremde kommt ihm seine Fähigkeit zur Freundschaft, sein Talent zur Kommunikation zu Gute: Ein

Arztfreund aus Breslau, mit dem er in Kriegsgefangenschaft war, vermittelt ihn als Oberarzt an die Chirurgische Universitätsklinik in Frankfurt am Main. Hier habilitiert sich der in der Slowakei geborene Brosig über den „Einfluss der Urinausscheidung auf das Wachstum der Blasen-tumoren“. Damit steht der spätere Berufsweg fest: Brosig kämpft mit der ihm eigenen Bescheidenheit und Freundlichkeit darum, dass die Urologie sich als eigenständige Fachdisziplin neben der Chirurgie etabliert. „Einfach war das nicht“, meint der vierfache Großvater. 1958 erhält er einen Ruf an die Freie Universität. Dabei setzt er durch, dass er zum Extraordinarius für Urologie berufen und mit der Leitung der urologischen Poliklinik betraut wird. Ab 1959 übernimmt Brosig die Leitung der urologi-

schen Klinik und hat damit in Deutschland den dritten Lehrstuhl für Urologie inne. „Sonst hätte ich ja auch in Frankfurt bleiben können, wo wir viele Freunde hatten“, meint Brosig. In den kommenden Jahren leistet er Pionierarbeit: 1963 gelingt ihm die erste Nierentransplantation in Deutschland; 1965 die erste radikale Prostat-ektomie (Entfernung der Prostata). Für seine Verdienste erhält der zweifache Vater zahlreiche Ehrungen im In- und Ausland: So wird er Ehrenmitglied der Deutschen, Österreichischen, Berliner, Norddeutschen und Japanischen Urologischen Gesellschaften; erhält 1983 das Bundesverdienstkreuz und wird 1994 Ehrendoktor der Freien Universität. Wie Brosig auch nach seiner Emeritierung 1983 das Geschick „seiner“ Urologie interessiert, sieht der Besucher der Brosigschen Wohnung schon am Eingang: Groß hängt dort ein Schild, das auf die Urologische Klinik hinweist. Gleichzeitig unterhält Brosig Freundschaften zu Urologen auf der ganzen Welt. „Ich glaube, wir waren nur nicht in Indonesien“, sagt er zu seiner Frau, auf die Frage, ob er viel gereist sei. Inzwischen ist ihm das lange Reisen und das geliebte Tennisspiel allerdings zu mühsam. Noch heute geht er gerne zu Tagungen, Kongressen und interessiert sich für die Politik. Die geplante Schließung des Fachbereichs Humanmedizin ist für den ehemaligen Ordinarius eine späte Rache der Kommunisten. „Während meiner aktiven Zeit habe ich mich immer um Kontakte zur urologischen Klinik der Charité bemüht“, meint Brosig, wenn auch mit wenig Glück. Die Zusammenarbeit der SPD mit der PDS hält er schlicht für einen Skandal, gegen den er auch weiterhin protestieren möchte.

Felicitas von Aretin

Benjamin-Franklin-Stiftung finanzierte einen Teil der Baukosten des FU-Klinikums

Wie alles begann

Mit dem Namen der Benjamin-Franklin-Stiftung verbindet sich die Baugeschichte von drei wichtigen Bauwerken Berlins. Mit ihrem großen Engagement für die Kongresshalle (1958), und für zwei Einrichtungen der Freien Universität Berlin – den Henry-Ford-Bau (1954) und das Universitätsklinikum Steglitz (1968) – leistete die Stiftung einen wesentlichen Beitrag zum Wiederaufbau der Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg und dokumentierte das amerikanische Interesse an der Zukunft Berlins.

In den 50er Jahren stellte das US-amerikanische State Department großzügige Geldmittel in Höhe von jährlich etwa einer Million Dollar für Wiederaufbauprogramme in Deutschland und

Berlin bereit. Folgt man der Schilderung von Eleanor Dulles, so wurde die Benjamin-Franklin-Stiftung zunächst aus rein zweckmäßigen Erwägungen gegründet, denn dem Berlin-Fond des State Departments drohte 1955 der Verlust der nicht verbrauchten Gelder. Als „einzigen Ausweg“ sah Eleanor Dulles „die Gründung einer Stiftung nach den Berliner Gesetzen, der das Geld unwiderruflich überwiesen werden könnte“. Eleanor Dulles hatte in ihrer Funktion als Leiterin des Berlin-Ressorts im State Department angeregt, dass die Benjamin-Franklin-Stiftung die medizinische Situation der Stadt überprüfte, wodurch dann die Planungen für das Universitätsklinikum Steglitz in Gang

gebracht wurden. Im August 1958 bekam die Stiftung als Bauherrin den Auftrag, das Raumprogramm aufzustellen und die weitere Planung einzuleiten. Ihre großzügige Spende in Höhe von 60 Mio. Mark – immerhin ein Fünftel der Gesamtbaukosten – gab den Anstoß für den Baubeginn im Jahre 1959. Den Vorsitz der Stiftung hatten nacheinander zwei Architekten: zunächst Ralph Walker, später dann Leon Chatelain. Am 9. Oktober 1968 wurde das fertiggestellte Klinikum durch die Benjamin-Franklin-Stiftung an das Land Berlin und von diesem an die Freie Universität übergeben. Damit beendete die Benjamin-Franklin-Stiftung ihre 13-jährige Tätigkeit.



Foto: Daffl

Experten aus dem In- und Ausland können die Entscheidung der rot-roten Regierung nicht nachvollziehen

Ruinen schaffen ohne Waffen?

Experten unterschiedlicher Fachrichtungen und unterschiedlicher politischer Couleurs sind sich einig: Die Umwandlung des Universitätsklinikums in ein Regionalkrankenhaus wäre für die neue Bundeshauptstadt und den Wissensstandort Berlin ein herber Schlag. Das UKBF zählt heute unbestritten zu den leistungsstärksten Einrichtungen der Hochleistungsmedizin in Deutschland. Das gilt sowohl für die Krankenversorgung als auch für die Medizinerausbildung und die Forschung.

„Die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der FU-Fakultät kann eindeutig heute nicht mehr als Begründung zur Schließung herangezogen werden kann. Durch eine gezielte Berufungspolitik entwickelte sich die durch drastische Einschnitte verkleinerte medizinische Fakultät der FU zu einer im Bundesvergleich deutlich überdurchschnittlich leistungsfähigen Fakultät. Wie an der Charité warb auch jeder Professor am UKBF im Jahr 2000 über 310.000 Euro ein. Der Bundesvergleich liegt bei der Hälfte. Die Hochschulmedizin ist insgesamt mit Abstand der leistungsfähigste wissenschaftliche Bereich in Berlin [...]. Für den Fall, dass die Medizinische Fakultät der FU abgewickelt werden sollte, würde der Verlust für die Wissenschaft weit über das Fach Medizin hinaus reichen und die Natur- und Ingenieurwissenschaften ebenso wie außeruniversitäre Forschungseinrichtungen wissenschaftlich schwächen. Dies sieht der Wissenschaftsrat mit großer Sorge.“

Prof. Dr. Dietrich Niethammer, Vorsitzender des Medizinausschusses des Wissenschaftsrats

„Schlimmer noch ist, dass der Beschluss die Tatsache ignoriert, dass es der FU-Medizin im Laufe der letzten Jahre gelungen ist, in die Spitzenklasse der deutschen Universitätsklinika vorzustoßen und mit mehr als 25 Millionen Euro im Jahr dop-



Prof. Dr. Manfred Erhardt

pelt so viele Drittmittel pro Professor einzuwerben wie der Bundesdurchschnitt. Am schlimmsten aber wirkt das damit verbundene Fanal, dass es auf Qualität und Leistungskraft gar nicht ankommt, wenn die neue Regierungskoalition ihre Sparbeschlüsse fasst. Wenn um fragwürdiger



Adrienne Goehler, ehemalige Senatorin für Wissenschaft und Kultur, und Prof. Dr. Peter Gaegtens, Präsident der Freien Universität.

Einsparungen willen höchste Qualität geopfert wird, schadet dies ja nicht nur der Stadt und stellt ihre Zukunftsfähigkeit in Frage, sondern macht auch deutlich, dass es der amtierende Leuchtturmwärter ist, der das Licht ausknipst.“

Prof. Dr. Manfred Erhardt, Generalsekretär des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft

„Der Senat von Berlin sollte sich sehr gut überlegen, ob er die ‚Leuchttürme‘ – und hierzu gehört die Universitätsmedizin zweifellos – ernstlich in Frage stellen sollte. Die Schließung eines Klinikums wird kurzfristig eher geringe Entlastung bringen; mittel- und langfristig ist es wissen-



Prof. Dr. Günter Stock

schaftspolitisch und wirtschaftlich, möglicherweise auch strukturell – im Falle eines gemeinsamen Bundeslandes Berlin-Brandenburg – schädlich. Es ist fraglos ein bedenkliches Signal an alle diejenigen, die in den vergangenen Jahren auf die Attraktivität der neuen europäischen Metropole vertrauend nach Berlin gekommen sind.“

Prof. Dr. Günter Stock, Vorstandsmitglied der Schering AG

„Mit dem Beschluss zur Schließung des Universitätsklinikums Benjamin Franklin (UKBF) hat sich die neue rot-rote Koalition eine schwere unnötige Hypothek aufgebürdet. Bei dem Beschluss sind

wichtige Gegenargumente und notwendige Abwägungen nicht getroffen worden. Der Schließungsbeschluss für das UKBF ist phantasielos, berücksichtigt nicht die allein dadurch entstehenden gravierenden Einnahmeverluste für das Land [...] berücksichtigt ebenfalls nicht die notwendigen Rückzahlungen an den Bund in Höhe von mindestens 150 Mio. DM und vernachlässigt den nicht wieder gut zu machenden Imageverlust für den Wissenschaftsstandort Berlin. Wir zerstören viel mehr an Zukunft, als wir es für 190 Mio. DM wieder einkaufen können.“

Adrienne Goehler, ehemalige Senatorin für Wissenschaft und Kultur in Berlin

„Wäre es nicht so grotesk, könnte man fast meinen, das Motto des neuen Senats laute: Ruinen schaffen ohne Waffen.“

Prof. Dr. Klaus Landfried, Präsident der Hochschulrektorenkonferenz

„Die Celon AG (www.celon.com) konnte nur durch die jahrelangen Forschungsaktivitäten und deren Ergebnisse im Bereich der Krebs- und Tumorthherapie am UKBF/LMTB gegründet werden. Sie ist heute durch diese Basis im Bereich der interstitiellen Thermotherapie von Krebs- und Tumorphantomen mit ihrer entwickelten bipolaren Thermotherapie (RFIT) bereits nach 18 Monaten international bekannt und vertreten. Das UKBF hat nach wie vor in den USA einen sehr guten Ruf und dieses nicht nur durch die ehemalige Co-Finanzierung der Amerikaner (unseren industriellen Kooperationspartnern in den USA ist die geplante Schließung des UKBF nur schwer vermittelbar). Gerade für viele junge Unternehmen aus dem Bereich der Bio- und Medizintechnik, die sich im östlichen Raum Berlins ansiedeln, ist die geplante Umwandlung des UKBF ein herber Schlag. Er entzieht uns die über Jahre gewachsenen Verbindungen und Investitionen, vor allem die klinischen Forschungsmöglichkeiten, welche z. B.

unser Unternehmen für die Weiterentwicklung der Produkte im internationalen Wettbewerb dringend benötigt. Eine Verlagerung zur Charité ist für uns nicht möglich, da dort andere Forschungsschwerpunkte bearbeitet werden.“

Dr.-Ing. Kai Desinger, Vorstandsvorsitzender der Celon AG medical instruments

„Konträr zu allen bisherigen Beteuerungen der Politik, die Wissenschaft als wesentliche Triebkraft der Entwicklung Berlins zukünftig verstärkt zu fördern, wird mit dieser Entscheidung eine vollkommen falsche Richtung eingeschlagen. Wir halten die Schließung nicht nur



Prof. Dr. Hans Lehrach

im Sinne der finanziellen Einsparungen für unsinnig. Sie zieht auch einen massiven Schaden für die Attraktivität Berlins als Wissenschaftsstandort nach sich. Die Entscheidung dokumentiert für Wissenschaftler im In- und Ausland, für Förderinstitutionen und Studenten, dass in Berlin die Finanznot über die Zukunftsfähigkeit der Stadt gesiegt hat. Mit der Freien Universität Berlin, dem Universitätsklinikum Benjamin Franklin, dem Max-Planck-Institut für Molekulare Genetik, dem Konrad-Zuse-Zentrum für Informationstechnik und dem Fritz-Haber-Institut ist Dahlem/Steglitz der einzige Standort Berlins, und einer der wenigen Standorte in Deutschland, der,

ähnlich den Standorten von amerikanischen Spitzenuniversitäten wie MIT oder Stanford, alle Komponenten zur Entwicklung der modernen Genomforschung (Biologie, Informatik/Mathematik, Medizin, Chemie, Physik) auf einem einzigen Campus vereinigt.“

Prof. Dr. Hans Lehrach, Prof. Dr. Hans-Hilger Ropers, Prof. Dr. Martin Vingron
Max-Planck-Institut für molekulare Genetik

„Berlin ist einer der wenigen Standorte auf diesem Globus, an dem aufgrund der existierenden Strukturen ein gesunder Wettbewerb zwischen zwei medizinischen Fakultäten existiert. Wir alle, die an die freie und/oder soziale Marktwirtschaft glauben, sind uns voll bewusst, dass nur der Wettbewerb die Beteiligten zu Höchstleistungen treibt. Derzeit bringen beide Fakultäten diese Höchstleistungen, und dies ist ein wesentlicher Standortfaktor bei der zukünftigen Ansiedlung von Unternehmen der Medizintechnik in Berlin. Ob in der Chirurgie, der HNO oder der biomedizinischen Technik und Lasermedizin, die MGB hat immer Unterstützung durch die Mitarbeiter des UKBF erfahren und davon profitiert. Es wird schwierig sein, wenn wir in Zukunft gezwungen werden, in eine andere Stadt fahren zu müssen, insbesondere, wenn der süddeutsche Wettbewerb nicht schläft.“

Dr.-Ing. Johannes Tschepe,
MGB Endoskopische Geräte GmbH Berlin

„Die beabsichtigte Schließung des UKBF wird das Vertrauen in die Verlässlichkeit Berliner Wissenschaftspolitik allgemein und damit in den Wissenschaftsstandort Berlin nachhaltig beschädigen. Sie legt zudem einen wesentlichen als Anreizmotor, Impuls- und Ideengeber wirkenden Kooperationspartner der Berliner Wirtschaft in einem ausgesprochen zukunftsfrächtigen, in hohem Maße wert-



Prof. Dr. Hans-Uwe Erichsen

schöpfenden Segment des Arbeitsmarktes lahm und amputiert ein Potenzial, welches schon seit einiger Zeit in Berlin Arbeitsplätze schafft und kurzfristig weitere Beschäftigung zu schaffen vermag.“

Prof. Dr. Hans-Uwe Erichsen, Vorsitzender des Kuratoriums der Freien Universität



Expertenstimmen

„Uns geht es insbesondere auch um die Zuverlässigkeit der Wissenschaftspolitik in Berlin, die auf keinen Fall weiter erschüttert werden darf, wenn wir die besten Köpfe für unsere Universitäten und Forschungsinstitutionen gewinnen wollen“.

Prof. Dr. med. Detlev Ganten; Prof. Dr. Walter Rosenthal und Dr. Gudrun Erzgräber, Max-Delbrück-Centrum für Molekulare Medizin Berlin-Buch

„Die Hochschulmedizin steht im Zentrum einer äußerst erfolgreichen Entwicklung der Lebenswissenschaften in Berlin. Es gelingt den beiden medizinischen Universitätsfakultäten, die in ein enges Netzwerk von Unternehmen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen eingebunden sind, im Standortwettbewerb immer öfter Berlin zum Mittelpunkt wichtiger Entwicklungen zu machen.“

Initiative „An Morgen denken“, Prof. Dr. Gerhard Ackermann, Technische Fachhochschule Berlin / Landeskonferenz der Rektoren und Präsidenten; Dr. Norbert Bense, DaimlerChrysler Services AG; Prof. Dr. Detlev Ganten, Max-Delbrück-Zentrum; Dr. Thomas Hertz, IHK Berlin

„Ich finde diesen Entschluss unverständlich und unverantwortlich. Ich bin überhaupt verwundert, dass es in Deutschland ständig nur um Schließungen und Streichungen im Wissenschafts- und Kulturbereich geht. Ich kann Ihnen sagen, dass es in meinem neuen Wirkungsbereich, der Harvard Universität, nur um neue Initiativen zur Ausweitung der Wissenschaft geht.“

Prof. Dr. Tom Rapoport, Harvard University

„Die Verknappung der Studienplätze führt zu einer weiteren Verschärfung der Numerus-clausus-Regelung gerade in einem allgemeinen als elitär angesehenen Studienfach. Die Chancen für sozial und damit in ihren Ausbildungszielen Benachteiligten sinken gerade unter einem SPD-geführten Senat dramatisch. Der Grundsatz der SPD, für Chancengleichheit zu sorgen, wird damit konterkariert.“

Arbeitsgemeinschaft für Arbeitnehmerfragen in der SPD Berlin

„Der Regierende Bürgermeister sollte nach der Provinzposse bei der (...) Wahl zum Berliner Senat in der Entscheidung zum UKBF und auch bei der Arbeitsplatzvernichtung im öffentlichen Dienst schnellstens von seinem hohen Ross herunterkommen. Der DGB-Landesbezirk wird die Proteste und berechtigten Abwehraktionen der FU Berlin in vollem Umfang unterstützen.“

Bernd Rissmann, Deutscher Gewerkschaftsbund Landesbezirk Berlin-Brandenburg

„Ich bin auch davon überzeugt, dass diese Entscheidung dem Image der Hauptstadt schadet, dass erste Ansätze, Berlin als ein attraktives Zentrum des Medizintourismus – ein schreckliches Wort – zu etablieren, konterkariert werden und vor allem der erfolgreiche Ausbau der Stadt als Biotechnologie- und Medizintechnikzentrum spürbare Rückschläge erleiden wird.“

Juliane Frfr. v. Friesen, ehem. Senatorin für Wirtschaft und Technologie



„Sag mal, Wowi, wer von uns ist eigentlich damals auf die bescheuerte Idee gekommen, das Klinikum Benjamin Franklin abzuwickeln?“

Was sagen die Studierenden zur drohenden Schließung der FU-Medizin?

„Das Klinikum ist es wert, dafür zu kämpfen.“

Von der geplanten Umwandlung des UKBF in ein regionales Krankenhaus und der Schließung des Fachbereichs Humanmedizin an der Freien Universität wären neben vielen Beschäftigten auch zahlreiche Studierende betroffen. Stellvertretend für die 4.100 Medizin-Studierenden an der FU Berlin äußern sich hier fünf Kommilitonen und Kommilitoninnen.



„Seit ich mich ein bisschen informiert habe, muss ich sagen, dass diese Entscheidung, den Fachbereich und das Klinikum zu schließen, durch Argumente kaum zu stützen ist.“

Hier wird gute Medizin gemacht. Vor allem die Forschung hat sich in den letzten Jahren extrem verbessert. Dieses Klinikum hat sich von einem durchschnittlichen zu einem erstklassigen Universitätsklinikum in Deutschland entwickelt. Sehr viele Drittmittel werden eingeworben. Was den Wissenschaftsstandort Berlin angeht, ist dieser Beschluss nicht vertretbar. Mir ist diese Politik völlig unverständlich.“

Sibylle Rademacher, 24 Jahre, 10. Semester



„Das deutsche Medizinstudium ist insgesamt schlecht. Ich habe in Schweden erlebt, dass es ganz anders sein kann: viel praxisorientierter, viel interessanter. Das ist aber gerade hier an der FU in den letzten Jahren besser geworden, weil Anfang der 90er Jahre schon mal

das aber Blödsinn, weil einfach die Qualität leiden wird, wenn die Professoren weg-

gehen oder diejenigen, die ausscheiden, nicht durch junge ersetzt werden. Meine Konsequenz wird sein, dass ich versuchen werde, die Uni zu wechseln. Es ist schon bedrückend.“

Johanna Gebauer, 19 Jahre, 3. Semester



Martin Mostler, 26 Jahre, 9. Semester



„Bisher empfinde ich die Bedingungen als recht angenehm, ich kann mich nicht beklagen. Aber ich hätte es gut gefunden, an einer Uni zu Ende zu studieren. Theoretisch geht das. Praktisch ist

das aber Blödsinn, weil einfach die Qualität leiden wird, wenn die Professoren weg-

„Die Bedingungen, die zur Zeit herrschen, sind noch ganz o.k., aber was jetzt kommen soll, wird zu katastrophalen Zuständen in der Berliner Wissenschafts- und Ausbildungssituation führen. Man möchte eine vernünftige Ausbildung bekommen, weil man später eine enorme Verantwortung zu tragen hat. Das UKBF wird nun innerhalb kürzester Zeit seinen Ruf einbüßen. Wir Studierenden sind frustriert, die Motivation ist eigentlich gleich Null. Man merkt, dass einem Steine in den Weg gelegt werden, für die man selber nichts kann.“

Heiko Müller (li.), 22 Jahre, 3. Semester, und Manuel Pfeiffer (re.), 22 Jahre, 3. Semester

Wichtige Kontakte

Ansprechpartner für Journalisten



Manfred Ronzheimer

wbpr Public Relations
Lauterstr. 35, 12159 Berlin
Tel.: 030 / 85 99 98 43
Fax: 030 / 85 99 98 44
E-Mail: ronzheimer@berlinews.de

Protestbüro im UKBF



Boris Arnold

Universitätsklinikum Benjamin Franklin
Protestbüro
Hauptgebäude, Westhalle
Hindenburgdamm 30, 12200 Berlin
Tel.: 030 / 8445-4751
Fax: 030 / 8445-4750
E-Mail: protestbuero@ukbf.fu-berlin.de
www.medizin.fu-berlin.de/protest
Öffnungszeiten: Mo-Fr, 9-15 Uhr, ggf. länger

Interne Kommunikation im UKBF



Alice Westphal

Universitätsklinikum Benjamin Franklin
Interne Öffentlichkeitsarbeit
Raum 503/Haus IV
Hindenburgdamm 30, 12200 Berlin
Tel.: 030 / 8445-4397
Fax: 030 / 8445-4476
E-Mail: alice.westphal@ukbf.fu-berlin.de

FU-Pressestelle



Dr. Felicitas von Aretin

Freie Universität Berlin, Pressestelle
Kaiserswerther Str. 16-18, 14195 Berlin
Tel.: 030 / 838-73180
Fax: 030 / 838-73187
E-Mail: pressestelle@zedat.fu-berlin.de

Fachschaftsinitiative



Stephan Albrecht

Universitätsklinikum Benjamin Franklin
Fachschaftsinitiative Medizin
Hindenburgdamm 30
Südrampe, Raum E 501 A, 12200 Berlin
Tel.: 030 / 8445-3567
E-Mail: fsi-medizin.fu-berlin@gmx.de





Spartanisch, praktisch, gut: eine der zahlreichen „Nasszellen“ in der Rostlaube.



Immer noch eines der schönsten FU-Gebäude – das Institut für Philosophie.



Prof. Erika Fischer-Lichte liebt ihren Gründgens.

Vom Wohnen der Wissenschaft in den Räumen der Freien Universität

Und wie man sich bettet...

ATMOSPHERE MUSS STIMMEN

„Wichtig ist vor allem, dass die Atmosphäre im Arbeitsraum stimmt“, meint Prof. Erika Fischer-Lichte, Dozentin für Theaterwissenschaft an der FU, „das ist wie beim Theater. Schon wenn man das Bühnenbild sieht, erfährt man viel über die Stimmung, die Situation, von der das Stück ausgeht.“ Die schlichte Eleganz ihres zweiteiligen Zimmers beherbergt eine ganz besondere Rarität: den überlegenen grinsenden Gustav Gründgens in der Rolle des Wallenstein – als Kleiderständer und in Originalgröße.

Atmosphäre, die dichter nicht sein könnte, herrschte bis vor wenigen Monaten auch in der Poststelle des Präsidialamts in der Kaiserswerther Straße. Alpenpanoramen in Öl über Plüschsofas standen dort in hartem Kontrast zur funktionalen Nüchternheit von Stempelkissen und Frankiermaschinen. Damit ist Schluss, seit die Postmoderne Einzug auch in diesen Servicebereich gehalten hat. Ein paar Türen weiter spürt man sie aber noch, die FU-Gemütlichkeit der Vorwendzeit: Fast so alt wie die Universität selbst ist der immer noch funktionstüchtige Wasserkocher in der Vervielfältigungsstelle, der unter dem Puzzelfoto eines Hopi-Indianers leise vor sich hin röchelt. Der High-tech-Kopierer gegenüber stört dort fast die Idylle.

Es zeigt sich: Jede Einrichtung hat ihre Psychologie und viele Ausstattungsgegenstände ihre eigene Geschichte. Da ist zum Beispiel jene, die aus dem Präsidialamt der FU stammt: Da verbirgt einer seit Jahren die Batikbilder der Ehefrau hinter dem Schrank, anstatt sie selbstbewusst im Büro aufzuhängen. Warum? Ganz einfach: Er will nicht mit ihnen identifiziert werden. Denn, so expliziert Prof. Dr. Ernst-H. Hoff, Arbeitspsychologe an der FU, „wir bringen uns nicht nur als Berufsperson in die Arbeit ein, sondern stellen uns über Bilder und persönliche Dinge als eine ganzheitliche Person dar.“ „Aber was ist mit denen, die die persönlichen Dinge mitbringen, sie aber nicht zeigen?“, fragt sich der Laie und wundert sich.

ORDNUNG IST ÜBERKOMMENER ANSPRUCH

Ein Tipp: Auch Kitsch lässt sich in der nonverbalen Kommunikation mit den Kolleginnen und Kollegen hervorragend zur Selbstinszenierung einsetzen. Kitsch

Der Geist – vor allem der intellektuelle – braucht Raum, um sich zu entfalten. Das war zu Zeiten der alten Griechen nicht anders als heute zu Beginn der Wissensgesellschaft. Doch Raum ist relativ. Jeder Hund kann in Deutschland einen gesetzlich fixierten Mindestanspruch geltend machen. Nicht so der Wissenschaftler, respektive die Wissenschaftlerin. Die Ressource Raum ist in den Universitäten knapp. Und nicht jeder begnügt sich wie dereinst Diogenes freiwillig mit dem spartanischen Komfort einer Tonne. „Tonne oder Rostlaube“, werden da einige fragen, „welchen Unterschied macht das schon?“ Wer will dort gern leben und arbeiten, gar kreativ sein? Das Genie braucht ein angemessenes Ambiente. So ließ sich Wilhelm von Humboldt auf Schloss Tegel von einer Reihe gipserner Venusdamen inspirieren, die sich in jede gewünschte Richtung drehen ließen. Und Goethes elegischer Dichter brauchte ein auf das Feinste ausgestattetes Schlafzimmer, um zu arbeiten – um „leise mit fingender Hand“ auf dem Rücken der eingeschlafenen Liebsten seine Versmetren zu zählen. Welch ein Kontrast zu heute! Ist alle Hoffnung dahin? Die FU nur ein Ort realsozialistischer Tristesse? Weit gefehlt! Nicht nur im Verborgenen behauptet sich die Sehnsucht, der Umgebung eine persönliche Note zu verleihen. Schöner wohnen – das ergaben die exemplarischen Inspektionen der FU-Nachrichten – bedeutet auch besser arbeiten. Aber die Ansichten darüber, was schöner ist, gehen auch an der Freien Universität weit, weit auseinander.



Prof. Hausmann lässt sich bei der Arbeit gern von Orgelmusik inspirieren.

muss nicht peinlich sein. Im Gegenteil! Man kann mit ihm auch Überraschungseffekte erreichen. Wie das geht, lernt man bei dem Referatsleiter Wolfgang Röcke, der in der zentralen Universitätsverwaltung für das Immatrikulationswesen zuständig ist. Auf seinem Schrank hat er eine Kollektion von kleinen Schneekugeln mit Weihnachtsmotiven aufgebaut, die er immer dann schüttelt, wenn das Eis zwischen ihm und den Besuchern – unter ihnen viele Studierende – schmelzen soll. Röcke lacht und zeigt auf einen Weihnachtsmann aus Plastik, der auf dem Kopf steht. „Auf diesen hier werde ich immer wieder angesprochen.“ Eine ähnliche Wirkung entfaltet das abstrakte

Meditationsgemälde eines jungen Wilden aus den 60er Jahren. „Das Bild hat mir schon immer besonders gut gefallen, weil es so einen dynamischen Touch hat.“ Wild und eher unkonventionell sieht es auch sonst im Büro des charmanten Mittfünfzigers aus: Kaum Ordner, dafür Berge von Umlaufmappen in den Regalen, auf Tischen und Stühlen. Aber der erste Eindruck täuscht. Mit traumwandlerischer Sicherheit zieht der Verwaltungsmensch jeden Vorgang – und sei er noch so alt – aus den stark angegilbten, prähistorischen Stapeln hervor. „Wer Ordnung hält, ist nur zu faul zum Suchen“, ist sein Credo. Was sich wie eine dürftige Schutzbehauptung anhört, ist Ausdruck absolu-

ter Souveränität. Niemand im Hause ist gelassener als Röcke. Und die Wissenschaft bestätigt ihn auch noch: Ordnung ist überkommener Anspruch. Nach wissenschaftlichen Erkenntnissen werden „persönliche Arbeitsstile“ gepflegt, „die nichts über Qualität oder Effizienz der Arbeit aussagen“, weiß der Arbeitspsychologe. Na bitte!

Aber es geht auch anders: Bei Prof. Alfred Kuß am Institut für Marketing beispielsweise drängt sich der Gedanke auf, dass hier ökonomische Rationalität zum dominierenden Gestaltungsprinzip erhoben wurde: ein schräg in den Raum gebauter Arbeitstisch, Regale, eine Magnettafel für Anträge und Notizen, freie

Wände, tadellose Ordnung. Zum Fragen bleibt wenig Zeit, ungefähr fünf Minuten. Und doch gibt es etwas ganz Persönliches zu entdecken: Kuß trinkt seinen Kaffee aus einer Tasse, auf der ein Scherenschnitt von Richard Wagner abgebildet ist. Er ist leidenschaftlicher Wagner-Fan. Apropos Musik: Sie versetzt uns in Wallung, macht uns agil, bei Arbeit, Sport und Spiel, aber an deutschen Arbeitsplätzen – vor allem im öffentlichen Dienst – ist sie verpönt. Warum eigentlich? Längst ist wissenschaftlich erwiesen, dass Kühe mehr Milch geben und Hühner mehr Eier legen, wenn sie angenehm beschallt werden. Warum sollte das – im übertragenen Sinne – nicht auch für den Menschen, ja auch für den homo academicus, gelten? Einer, der es wissen muss, hat daraus für sich selbst längst Konsequenzen gezogen: Wenn der Zoologe Prof. Klaus Hausmann über seinen hawaiischen Pantoffeltierchen brüht, lässt er sich von leiser Orgelmusik inspirieren. Und davon hat er eine ganz Menge: Das CD-Regal nimmt in seinem Büro fast eine ganze Wand ein. Da bleibt neben dem Standardmobiliar wenig Platz für Fachspezifisches. Ein altes Mikroskop und das erbärmliche Skelett einer Hauskatze gehören dazu. „Die steht nur da, weil sie in den Müll sollte“, erklärt Hausmann fast entschuldigend und präsentiert eilig ein unscheinbares, aber für ihn sehr wichtiges Erinnerungsstück: das mehrere Kilo schwere Drahtseilende von einer Tiefsee-Expedition.

MANN GIBT SICH SKURRIL

Sich wohlfühlen, wirken, kommunizieren, inspiriert werden, sich erinnern: Was erklärt noch zusätzlich unsere Lust am eigenen Interieur? Fest steht für Hoff: „Je weniger Beruf und Interessen zusammenfallen, umso wichtiger wird die Repräsentation durch persönliche Dinge. Sie funktionieren als so genannte Identitätsaufhänger, drücken Meinungen und Einstellungen aus.“ Ursula Schinke, Sekretärin im Institut für Theaterwissenschaft, kann dies bestätigen: An ihrer Tür hängt ein Plakat, auf dem in Reih und Glied eine Gänsekarawane daherwatschelt. „So sieht das aus, wenn hier Sprechstunde ist“, bemerkt sie trocken.

Ungewöhnlich ist dagegen der Humor, den die katholischen Theologen/innen in der Schwedenerstraße 31 zur Schau stellen. Wirklich harmlos sind hier nur die Zierpflanzen, die Kreuzfixe und natürlich Monika Daumenlang, die gute Seele und



Wolfgang Röcke findet jeden Vorgang mit traumwandlerischer Sicherheit wieder.



Wolfgang Röckes Schneekugelwelten lassen das Eis schnell schmelzen.



Prof. Rainer Kampling ist für seinen ungewöhnlichen Humor inzwischen berühmt-berüchtigt.

Sekretärin des Hauses. Ansonsten gibt Mann sich hier eher skurril. „Muss auch dieses süße Pitbullbaby sterben?“, klagt eine Titelseite der BZ an, das von fremder Hand an den Schrank von Monika Daumenlang geklebt wurde. Gleich daneben erfahren wir: „1762 Berliner von Hunden gebissen“. Die Bildzeitung hingegen wirbt einen Schrank weiter mit: „Abnehmen: Von 130 auf 65 Kilo. So geht's!“ Und auf der Kühl-Gefrierkombination gleich neben der Eingangstür prangt die schockierende Mitteilung: „Reh in Berliner Bank-Filiale: Erschossen!“ Welche Phobien mögen hier grassieren? Wer das Zimmer nebenan betritt, bekommt eine Ahnung davon. Sein Inhaber, Prof. Rainer Kampling, liebt vordergründig die Kuscheligkeit deutscher Wohnzimmer. Wir stehen in einem Raum, in dem es alles gibt, was der Mensch zu seinem Glück braucht: gemütliche Sofas, Sessel, Thermoskannen, Kekse, Obst,

einen Kasten mit Weinflaschen – selbstverständlich ein Werbegeschenk –, ansonsten Aschenbecher und Hausheiligtümer. Was aber ist ein Hausheiligtum? Kampling meint damit den blauen Holzelefanten, hinter dem eine Kerze hervorragt. „Ein Heiligtum ist ein Ort in unserem Haus, unserer Wohnung, wo Gott uns im Alltag des Lebens nahe ist“, steht auf einer daran lehenden Marketing-Broschüre für den rechten Glauben. Zu diesen Heiligtümern zählt im Übrigen ein

DIE FU IN QUADRAT- UND KUBIKMETERN

Zu beheizende Gesamtnutzfläche: 300.000 qm
Zu beheizendes Raumvolumen: ca. 1 Mio. Kubikmeter

	Anzahl	Gesamtfläche
Büroräume:	4.495	86.534 m ²
Seminarräume:	380	23.126 m ²
Hörsäle:	26	6.907 m ²
Labore:	1.373	38.252 m ²
Flure:	1.890	62.024 m ²
Archivräume:	172	4.738 m ²
Sanitärbereiche:	1.516	11.267 m ²
Abstellkammern:	546	8.144 m ²
Lebensmittelkühlräume:	24	576 m ²
Lebensmitteltiefkühlräume:	7	538 m ²
Leichenkühlräume	8	249 m ²

vergoldeter barocker Bilderrahmen. Der veredelt aber nicht etwa das typische Heiligenbild, sondern ein unscheinbares Feuerzeug, das in einer Gefriertüte an die Wand genagelt ist. Das gute Stück hat der Kardinal vor einigen Jahren hier vergessen... Im Vergleich zu Kamplings „sprechender“ Wohnlandschaft wirkt das skandinavische Interieur seines Kollegen Prof. Michael Bongardt eine Etage höher fast schon protestantisch-stumm. Seit er vor knapp einem Jahr ein-

zog, steht hier nur die „Effektivschreib-tisch-Kombination“ einer schwedischen Möbelhauskette und die dazu passende Schrankwand. Nein, halt! Aus dem Schrank springt einem die BZ-Schlagzeile vom Januar 2001 „Papst verschiebt Ostern“ entgegen. Haben hier etwa alle Theologen den selben Humor? „Das ist ein Geschenk von Herrn Kampling“, beruhigt Monika Daumenlang. Man sieht: Die Welt ist voller Wunder – an der Freien Universität und auch anderenorts. Man muss sie nur erkennen. In der Katholischen Theologie der FU hat der Geist seinen räumlichen Ausdruck gefunden, ebenso wie in der Zoologie, den Wirtschaftswissenschaften, der Theaterwissenschaft, der zentralen Universitätsverwaltung und selbst in der Poststelle. Uniformität hat in der FU keine Chance! Das Individuelle setzt sich durch – und das ist auch gut so...

Irmelin Ehrig

MELDUNGEN

Entrepreneurship an der FU gewinnt an Profil

Das bisher schon vorhandene Profil der Freien Universität im Bereich Entrepreneurship soll in Zukunft stärker genutzt werden. Aus dem Bereich der Universität sind in den letzten Jahren vieler-sprechende Gründungen hervorgegangen (wir berichteten in der letzten Ausgabe). In einem ersten Schritt wurde von den beiden tragenden Säulen dieses Profils, dem CareerService und der von Prof. Faltin betreute Bereich Entrepreneurship, angesiedelt am Fachbereich Erziehungswissenschaften und Psychologie, eine engere Zusammenarbeit vereinbart. Den interessierten Studierenden soll eine Qualifikation angeboten werden, die sich zum einen aus der Entwicklung eines überzeugenden Businessmodells und zum anderen einer unternehmerischen Kompetenz im kaufmännisch-administrativen Be-

reich zusammensetzt. Durch die Zusammenarbeit der beiden Kompetenzzentren wird den Studierenden die Möglichkeit gegeben eine selbstständige ökonomische Lebensperspektive zu entwickeln und zu verwirklichen.

Neue Veröffentlichung der dahlem university press

Groß war die Nachfrage nach den Tagungsergebnissen der Vortragsreihe BERLIN TOPICS vom 24. Oktober 2000 mit dem Thema „Kapitalmärkte und Politik“. Jetzt sind die Beiträge in einer Neuerscheinung der *dahlem university press* mit gleichem Titel in Buchform gesammelt. Ziel war es, Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Wechselverhältnis von Wirtschaft und Politik, deren gegenseitige Beeinflussungen, Abhängigkeiten, Steuerungs- und Kontrollmöglichkeiten im Kontext

von Nachhaltigkeit und Wohlstandsmehrung durch Kapitalmärkte und Politik aufzeigen. Das Buch ist im Buchhandel für 25 € erhältlich.

Stipendium für Jura-Studierende

Die Anwaltskanzlei Gleiss Lutz Hootz vergibt für das Jahr 2002 zusammen mit dem DAAD das Alfred-Geiss-Stipendium. Ziel dieses Stipendiums ist es, „hochqualifizierten Referendaren oder Assessoren ein einjähriges Magisterstudium (LL.M.) an einer Hochschule ihrer Wahl in den USA oder in Großbritannien zu ermöglichen.“ Neben den regulären Leistungen des DAAD übernimmt GLEISS die Studiengebühren in voller Höhe. Ob sich auch Frauen bewerben können und welche weiteren Qualifikationen die „Kandidaten“ erfüllen müssen, klären die Interessentinnen am besten mit

dem DAAD oder der Anwaltskanzlei persönlich. *DAAD: (0228) 882 425; Gleiss Rechtsanwälte (Fr. Dr. Anja Mengel LL.M.): (030) 2094 6463*

US-Stipendiaten bevorzugen die FU

Die Freie Universität ist unter den Stipendiaten aus den USA die beliebteste Universität Deutschlands. Dieses Ergebnis präsentierte die Deutsch-Amerikanische Fulbright-Kommission, die soeben eine Bilanz ihrer Förderung des deutsch-amerikanischen akademischen Austauschs in den vergangenen zehn Jahren vorgelegt hat. In der Bilanz der letzten zehn Jahre liegt die FU mit 129 amerikanischen Stipendiaten mit deutlichem Abstand an der Spitze aller Universitäten in Deutschland. Die Ludwig-Maximilians-Universität München folgt mit 109 Stipen-

diaten auf dem 2. Platz. Auch das Ranking der deutschen Studierenden, die mit einem Fulbright-Stipendium in die USA gehen, führt die Freie Universität mit 113 Stipendiaten, gefolgt von der TU Berlin mit 79 Stipendiaten, deutlich an. Auch die Alexander von Humboldt-Stiftung, durch deren Förderprogramm Wissenschaftler/innen aus aller Welt für einen Forschungsaufenthalt an deutschen Universitäten finanziert werden, hat kürzlich ihren Bericht für das Jahr 2000 vorgelegt. Daraus geht hervor, dass die FU nach der Zahl der nach strenger Begutachtung geförderten Austauschwissenschaftler/innen erneut in der Spitzengruppe der Rangliste der deutschen Universitäten steht. Die FU und die Universitäten München und Heidelberg führen seit vielen Jahren abwechselnd die Rangliste der Alexander von Humboldt-Stiftung an.



Ihre Universitätsbuchhandlung im Herzen von Dahlem.

Unsere Filiale im Internet: www.schleichersbuch.de

Schleichers
BUCHHANDLUNG DAHLEM-DORF

Das Hauptgeschäft: Königin-Luise-Straße 44, 14195 Berlin, Tel.: (0 30) 84 19 02-0, Fax: (0 30) 84 19 02-13, E-Mail: schleichers@gmx.de, Mo-Fr 9-18.30, Sa 9-14 Uhr

Die kleine Außenstelle an der Mensa in der Silberlaube: Otto-von-Simson-Straße 26, 14195 Berlin, Tel.: (030) 83 22 91 36

Holen Sie sich das aktuelle Programm unserer Veranstaltungsreihe DAHLEMER AUTORENFORUM.

Moderner Vorderer Orient an der FU – Ein in Deutschland einzigartiges Kompetenzzentrum droht seine Kontur zu verlieren.

Bald nur noch monotone Hügel?

Am liebsten geht man zu denen, die viel zu bieten haben: Die Anfragen aus Presse und Politik häufen sich nicht nur am Institut für Islamwissenschaft, sondern auch bei der Arbeitsstelle „Politik des Vorderen Orients“ am Otto-Suhr-Institut oder am Institut für Iranistik. Die Studierenden haben die Auswahl zwischen Veranstaltungen in einer Vielzahl weiterer Institute, wie der Turkologie und Arabistik und auch anderen Institutionen in der Hauptstadt, wie dem Zentrum Moderner Orient (ZMO), dem Arbeitskreis Moderne und Islam am Wissenschaftskolleg und einigen anderen Einrichtungen. Die Zahl der Neumatrikulierten im Fach Islamwissenschaft hat sich in diesem Wintersemester im Vergleich zum vergangenen Wintersemester verdoppelt. Viel aussagekräftiger ist jedoch der langfristige Trend: „Wir haben seit Mitte der 70er Jahre einen stetigen Zuwachs an Studierenden zu verzeichnen“, weist Gudrun Krämer, Professorin am Institut für Islamwissenschaft Vorwürfe zurück, ihr Fach würde derzeit nur kurzzeitig von aktuellen Ereignissen profitieren.

Ein markantes Profil ist attraktiv: Im Hochgebirge beschert ein schöner Gipfel den ehemals schäbigsten Hüttensiedlungen heute ein Durchschnittseinkommen, wovon man in der sandigen Berliner Ebene nur träumen kann. Auch Universitäten brauchen Profil, dachte man sich neidisch. Und so scheint man die Erdwissenschaftler mit der Politikberatung beauftragt zu haben: Wie entsteht denn so ein ordentlicher Watzmann im Panorama? Die Antwort gefiel: Nur durch Erosion, nur wenn's rundum kräftig bröckelt und vieles den Bach runtergegangen ist, bleiben ein paar markante Gipfel. Und so geschah es. Seitdem bröckelt es überall, denn was den Alpen ein Matterhorn beschert hat, soll in der Berliner Wissenschaftslandschaft ein Wohlgefallen sein. Biotechnologie, naturwissenschaftliche Grundlagenforschung oder kleine Sprachen kennt jeder als Bereiche, in denen sich die Freie Universität einträglich profiliert hat, doch seit dem 11. September ist noch ein anderer Kompetenzbereich dieser Universität ins Rampenlicht gerückt: Nirgendwo im deutschsprachigen Raum wird so breit und auf sicherem methodischen Fundament zum „Modernen Vorderen Orient“ geforscht wie an der FU. Die deutsche Tradition einer vor allem philologisch-historisch arbeitenden Orientwissenschaft wird hier durch einen gegenwartsbezogenen Ansatz aus verschiedenen Disziplinen erweitert.



Ein Brennpunkt im Nah-Ost-Konflikt: Der Felsendom in Jerusalem.

NOCH IST DER RUF GUT

Was heißt eigentlich profitieren? Die Kurse für Arabisch, dessen Beherrschung neben einer zweiten Sprache der Region Voraussetzung für das Studium der Islamwissenschaft ist, sind völlig überfüllt, „sinnvolles Lernen ist kaum möglich“, sagt einer der Studienanfänger. Ansonsten sind die Neulinge recht zufrieden: Anne Schönfelder schrieb sich zuerst als Nebenfachstudentin ein. Inzwischen ist sie so begeistert von dem Fach, dass sie ins Hauptfach gewechselt ist. Dass ihre Wahl auf die FU fiel, war keinesfalls dem Zufall überlassen: „Ich wollte nach Berlin“, sagt sie und der Ruf der Islamwissenschaften an der FU sei eben sehr gut. Ihr sozialwissenschaftliches Interesse wird hier voll befriedigt. Auch Christian Saßmannshausen, studentische Hilfskraft und Tutor am Institut, kam ganz bewusst an die FU, nachdem er sein Grundstudium in Frankfurt am Main und Mainz absolviert hatte: „Die Ausrichtung der Islamwissenschaft an der FU auf den modernen Vorderen Orient ist in Deutschland, vermutlich neben Hamburg, einzigartig.“

Alles, was nach dem Mongolensturm auf Bagdad im Jahre 1258 geschah, interessiert an vielen islamwissenschaftlichen Instituten nicht mehr. „In Hamburg, so munkeln andere, fehle doch ein wenig der methodische Unterbau. Wie attraktiv die FU und das internationale Renomee von Gudrun Krämer gerade auch für fortgeschrittene Studierende ist, zeigt eine Episode, die Saßmannshausen von seinem Austauschjahr in Kairo erzählen kann. Von den elf deutschen DAAD-Stipendiaten in Kairo kamen drei aus Berlin. Nach dem Jahr in Kairo und genügend Muße, sich den weiteren Fortgang ihres Studiums in Deutschland zu überlegen, trafen sich plötzlich zehn von ihnen an der FU wieder. Kein Herdentrieb, wie Saßmannshausen betont. Jeder hatte unabhängig von den anderen diesen Entschluss gefasst; um so größer war die Überraschung beim unverhofften Wiedersehen und irgendwie auch eine Bestätigung, die richtige Entscheidung getroffen zu haben.“

MATTERHORN ODER MITTELGEBIRGE

Doch die Episode spielte im Winter 1998. Inzwischen hat sich einiges geändert und der Glanz läuft Gefahr zu verblassen. Schauen wir noch mal ins Gebirge, denn auch dort erodiert es kräftig weiter, und irgendwann ist auch die schönste Toblerone-Silhouette flach und rund wie eine deutsche Mittelgebirgskuppe. Während das Matterhorn uns auf absehbare Zeit noch erhalten bleibt, ist der eben skizzierte markante Höhepunkt im Profil der

Freien Universität akut gefährdet und droht im Baedeker der deutschen Wissenschaftslandschaft von der Kategorie „ist eine eigene Reise wert“ zu „sonstige Sehenswürdigkeiten“ abzustiegen. Denn wie schon bemerkt, ist es vor allem die fruchtbare Symbiose einer Vielzahl von Institutionen an der FU und außerhalb der Uni, die viele nach Berlin zieht. Saßmannshausen, der im Nebenfach Politikwissenschaft studiert, faszinierte bei seinem Wechsel an die FU auch die Möglichkeit, Veranstaltungen zum Themenfeld Naher Osten aus der VWL und der Politikwissenschaft in sein Studium zu integrieren, wie viele andere auch. Nirgendwo waren die Voraussetzungen dafür besser als hier: Am Fachbereich Wirtschaftswissenschaft vertrat Prof. Dieter Weiss das Fachgebiet Volkswirtschaft des Vorderen Orients, und am OSI leitet Prof. Friedemann Büttner die Arbeitsstelle „Politik des Vorderen

Orients“. Letztes Jahr ging Weiss in den Ruhestand. Seine Professur wurde gemäß Strukturplan nicht wieder besetzt. Gleiches soll auch bei den Politikwissenschaftlern geschehen, wenn Büttner nächstes Jahr ausscheidet. „Gerade angesichts der Tatsache, dass Globalisierung seit Jahren stattfindet und die islamische Welt sowohl kulturell als auch politisch von besonderer Bedeutung ist, wäre es sinnvoll, die vorhandenen Strukturen und Kompetenzen zu erhalten, wenn nicht zu stärken. Das Gegenteil geschieht mit diesem Stellenabbau, auch wenn nun für einige Jahre ein Interdisziplinäres Zentrum Bausteine zu einer Gesellschaftsgeschichte des Vorderen Orients gefördert wird“, kommentiert Gudrun Krämer diese Strukturentscheidungen. Und sie setzt hinzu: „Dies wirkt forschungspolitisch aber auch gesellschaftspolitisch gesehen mindestens ein problematisches Licht auf die FU. Wenn man es ernst nimmt, dass die Bundesrepublik weltpolitisch eine wichtigere Rolle einnehmen soll, muss sie sich gerade für außereuropäische Kulturen Kernkompetenz erwerben und namentlich mit der islamischen Welt in unterschiedlichen Kontakt treten.“ Dass man Experten braucht, sieht man an den zahlreichen Stellen, die in den letzten Monaten von Ministerien, Bundes- und Landesbehörden geschaffen wurden. „Wir haben unsere Absolventen immer gut untergebracht“, sagt Büttner nicht ohne Stolz.

Erstaunlicherweise hat der gelernte Politikwissenschaftler Verständnis dafür, dass seine Professur am OSI nicht mehr neu besetzt werden kann. „Bei der im Strukturplan beschlossenen Verkleinerung des OSI auf 14 Professuren muss man sich auf den Kern des Faches konzentrieren, etwas anderes geht gar nicht.“ Möglichkeiten, den Schwerpunkt „Politik des Vorderen Orients“ zu behalten, gäbe es aber auch außerhalb des Fachbereichs. Vielleicht ist das gar nicht nötig, denn vor kurzem wurden die Strukturplanung und das Fachkonzept des OSI von drei auswärtigen Experten evaluiert. Mit einem Votum ist Anfang des Sommersemesters 2002 zu rechnen, und vielleicht gehört Büttners Arbeitsstelle zu den Gewinnern und man entschließt sich, sie zu erhalten – einiges spricht für eine solche Lösung. Sonst wäre es auch bald dahin, das Profil: Kein Matterhorn mehr und die Berliner Wissenschaftslandschaft käme der sandigen Ebene wieder ein Stück näher.

Niclas Dewitz



Projekt will mehr Frauen
in Führungspositionen
des Sports bringen

„Frauen an die Spitze!“

„Frauen an die Spitze – Aktionsbündnis zur Steigerung des Frauenanteils in den Führungspositionen des Sports“, das sind der Titel und das Ziel eines Forschungsprojekts an der Freien Universität Berlin unter Leitung der Professorinnen Dr. Dr. Gertrud Pfister und Dr. Gudrun Doll-Teppe. Das Gesamtprojekt, das vom Ministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert wird, gliedert sich in zwei Bereiche: den wissenschaftlichen Part, den ein Team von qualifizierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern bearbeitet, sowie den Praxisteil, der beim Nationalen Olympischen Komitee in Frankfurt a. M. angesiedelt ist. Obwohl Frauen der Weg an die Spitze der Sportorganisationen heute formal offen steht, sind sie dort in allen Bereichen weit unterrepräsentiert. Das Internationale Olympische Komitee forderte die nationalen Olympischen Komitees mehrmals auf, sicherzustellen, dass der Frauenanteil in Entscheidungsgremien der nationalen und internationalen Sportorganisationen bis 2005 auf 20 Prozent erhöht wird. Dieses Ziel verfolgt auch das Projekt. Es will die Geschlechterverteilung in den Führungsämtern des Sports analysieren, den Ursachen der Unterrepräsentierung auf die Spur kommen und die gewonnenen Erkenntnisse in Konzepte, speziell zum Gender-Mainstreaming im Sport, und in gezielte Maßnahmen umsetzen. Zudem werden die Praxisprojekte in Frankfurt a. M. von den Wissenschaftlerinnen begleitet und später evaluiert. Kernstücke der Forschung sind die Metaanalyse der bereits vorhandenen Studien sowie eigene empirische Erhebungen in Form von qualitativen und quantitativen Befragungen, in die auch männliche Führungskräfte, Übungsleiterinnen und so genannte „Drop-Outs“, das heißt Frauen, die solche Führungspositionen bislang nicht anstrebten, einbezogen werden.

Dr. Dr. Sabine Meck / Sabine Radke

KONTAKT:

Dr. Dr. Sabine Meck, Tel.: 838-52520,
Sabine Radtke, Tel.: 838-52521,
Internet: www.femtotop.de

Zentrale
Universitätsdruckerei
Wir machen Druck für Sie.

IHR PARTNER FÜR GESTALTUNG,
SETZ & BEACHTUNG,
DRUCK & WEITERVERARBEITUNG

Zentrale Universitätsdruckerei
Kalachstraße 31 · 12169 Berlin

Telefon: 838 50 681
Fax: 838 50 684
e-mail: zud@zedat.fu-berlin.de

Öffnungszeiten:
Mo bis Fr: 8 – 13 Uhr
und nach telefonischer Vereinbarung

Studienschwerpunkt Katalanisch an der FU eingerichtet

Jahrhunderte alte Kultursprache lebt wieder auf



Katalanisch wird im Nordosten Spaniens, auf den Balearen und in Teilen Südfrankreichs gesprochen. Kolorierter Kupferstich von E. S. Hamersvelt. Erschienen in den von W. J. Blaeu und J. Blaeu herausgegebenen Kartenwerken, 1642.

Das Institut für Romanische Philologie hat seit dem laufenden Wintersemester ein Zertifikat für katalanische Sprache und Kultur eingerichtet, das sich in seiner Konzeption an das bereits bestehende Kanada-Zertifikat anlehnt. Damit soll Studierenden der Romanischen Philologie die Beschäftigung auf dem Gebiet des Katalanischen und seiner tausendjährigen Kultur, die den westlichen Mittelmeerraum maßgeblich geprägt hat, bescheinigt werden. In diesem Rahmen bietet die Freie Universität Studierenden erstmalig die Möglichkeit, über den bloßen Spracherwerb hinaus zu Experten im Bereich der Katalanistik ausgebildet zu werden.

Das Katalanische, dessen erste Texte aus dem zwölften Jahrhundert stammen, brachte im Mittelalter und in der Renaissance eine umfangreiche Literatur hervor, war durch den Universalgelehrten Ramon Llull (1232-1316) die erste romanische Sprache, in der auch wissenschaftliche und philosophische Werke verfasst wurden und diente als offizielle Verwaltungssprache der aragonesischen Krone, die im Mittelalter weite Teile des westlichen Mittelmeerraumes beherrschte. Nach der Personalunion der Königreiche Aragonien und Kastilien im Jahre 1479 wurde das Katalanische als Schriftsprache durch das Spanische langsam verdrängt. Erst im 19. Jahrhundert konnte es vor allem durch das Engagement romantischer Strömungen, der *Renaixença*, wieder als Kultursprache (z.B. bei Jacint Verdaguer, Autor der *Atlàntida*) aufblühen und wurde – nach verschiedenen Normierungsunternehmungen – von 1931 bis 1939 dann auch offizielle Sprache in Katalonien. Nach dem Spanischen Bürgerkrieg wurde dieses Aufleben jäh unterbrochen: Das Verbot des Katalanischen durch das Franco-Regime drängte diese Sprache in den familiären Bereich zurück.

Doch nach dem Tode des Diktators ist das Katalanische durch verfassungsmäßige Verankerung in València, auf den Balearischen Inseln und in Katalonien wieder Amtssprache neben dem Spanischen. Außerhalb des spanischen Staatsgebietes wird diese etwa acht Millionen Sprecher zählende Sprache noch in Teilen Südfrankreichs (im Roussellon und in der Cerdagne), in Andorra und in der Stadt Alghero auf Sardinien gesprochen.

Den Arbeitsbereichen von Prof. Dr. Guido Mensching und Prof. Dr. Sebastian Neumeister ist es in erfolgreichen Verhandlungen mit der katalanischen Regionalregierung, der *Generalitat de Catalunya*, gelungen, Drittmittel einzuwerben, um das Lehrangebot für katalanische Sprache und Kultur an der Freien Universität beträchtlich auszuweiten: Schon im Wintersemester trug die *Generalitat* dazu bei, das Lehrangebot im Bereich der Sprachpraxis zu verdreifachen. Darüber hinaus erhält die FU umfangreiche Bücherspenden für die Romanische Bibliothek und multimediales Lehrmaterial für das Sprachlabor. Mittelfristig – nach einer halbjährigen Anlaufphase und wenn absehbar ist, auf wie großes Interesse dieses Angebot bei den Studierenden stößt – wird jedoch die Einrichtung eines vollen Lektorats für Katalanisch, die Ausweitung des Austauschs von Studierenden und Lehrenden und die Kooperation mit der Universität Oberta de Catalunya (der katalanischen Fernuniversität) und anderen katalanischen Universitäten angestrebt. Durch diese Maßnahmen soll ein umfassendes und fächerübergreifendes Lehrangebot für die Studierenden an der Freien Universität geschaffen werden, das neben der Vermittlung von sprachwissenschaftlichen, literaturwissenschaftlichen und landeskundlichen Kenntnissen sowie neben der Beherrschung der Fremdsprache auch

den Erwerb weiterer Schlüsselkompetenzen mit einschließen. Dazu gehören beispielsweise die Anwendung der Neuen Medien im Fernstudium und in der Informationsbeschaffung für Forschung und Unterricht, wichtige Auslandserfahrungen und interdisziplinäres Studium. Wünschenswert ist die Einbeziehung der Bereiche katalanische Geschichte, Kunstgeschichte, Musik etc.

Durch die Einführungen des Zertifikats und die damit verbundenen Neuerungen soll die Forschung und Lehre auf dem Gebiet der Katalanistik neben die bereits an der FU etablierten kleineren romanischen Sprachen treten und einen festen Platz in der Berliner Romanistik erhalten: Das Galicische ist bereits durch ein Lektorat der galicischen Regionalregierung, vertreten von Sandra Castiñeiras, institutionalisiert; daneben garantieren die Forschung und Lehre von Prof. Dr. Winfried Busse die Präsenz des Judenspanischen am Institut, und Prof. Dr. Guido Mensching hat nicht zuletzt durch sein Engagement um die Standardisierung und Internetpräsentation das Sardische in das Beschäftigungsfeld an der FU gerückt. Das findet inzwischen auch internationale Beachtung: So fand vom 29. November bis 2. Dezember letzten Jahres eine weiterhin beachtete Fachtagung zum Sardischen in Kooperation mit dem Sardischen Kulturzentrum Berlin statt.

Frank Savelsberg

KONTAKT

Roger Friedlein
Frank Savelsberg
Institut für Romanische Philologie,
Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin
rogfried@zedat.fu-berlin.de
sav@lingrom.fu-berlin.de

Informationsdienst Wissenschaft (idw)

Forschung online

Während noch vor nicht allzu langer Zeit Pressemitteilungen von Universitäten und anderen Forschungseinrichtungen lediglich einen kleinen Kreis von Multiplikatoren – nämlich Wissenschaftsjournalistinnen/en – erreichten, bietet das World Wide Web heute die Möglichkeit, alle an Wissenschaft interessierte Menschen auch direkt zu informieren. Informationsdienst Wissenschaft (idw) heißt das Portal zum Wissen, das Pressemitteilungen im Internet kostenlos verbreitet und via Mailinglist je nach gewähltem Interessensgebiet verschickt. Der im Januar 1995 gegründete idw ist eine Initiative der Pressestellen der Universität Bayreuth, der Ruhr-Universität Bochum und der Technischen Universität Clausthal, wobei das Rechenzentrum der TU Clausthal das Gemeinschaftsprojekt in technischer Hinsicht realisiert. Durch dieses Projekt soll der Kontakt zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit verbessert werden. Der idw stellt deshalb all das, was Forschungseinrichtungen deutschsprachiger Länder für berichtenswert halten, ins Netz. Bedient wird der online-Dienst von derzeit 435 Hochschulen, Forschungseinrichtungen und -verbänden sowie Fachgesellschaften und Stiftungen. Der Informationsdienst wird derzeit von ca. 15.000 Abonnenten, davon ca. 4.000 Journalistinnen/en, genutzt. Darüber hinaus besuchen zwischen 290.000 und 450.000 Wissbegierige monatlich die Homepage, um sich den Nachrichtenticker anzuschauen oder im Archiv zu recherchieren. Dort sind mehr als 31.000 Pressemitteilungen als Volltext verfügbar. Auch ein Adressbuch mit den Anschriften aller beteiligten Einrichtungen, ein Wissenschaftskalender und ein Expertenmakler – dieser allerdings exklusiv für Journalisten und andere Mitglieder – ist vorhanden.



Der idw wird vom Bundesministerium für Bildung und Forschung sowie vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft gefördert. Seit geraumer Zeit kooperiert der idw mit AlphaGalileo, einer europäischen Internet-Plattform für Wissenschaft, Technik und Medizin. Sie wird von Hochschulen und Forschungseinrichtungen genutzt, um aktuell und verständlich über herausragende Ergebnisse, Methoden und Trends von Wissenschaft und Forschung innerhalb Europas zu informieren. Die Koordination liegt in den Händen der „British Association for the Advancement of Science“. AlphaGalileo wird von der Europäischen Kommission gefördert; daran sind Institutionen aus Finnland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Portugal und Deutschland beteiligt.

www.idw-online.de

Ilka Seer

Prof. Karl-Otto Habermehl feierte 75. Geburtstag

Unverändert aktiv – unverändert geschätzt

Prof. Karl-Otto Habermehl beging am 31. Januar 2002 seinen 75. Geburtstag. Anlässlich dieses Ereignisses wurde er zum Adjunct Professor im Range eines Full Professors von der University of Maryland, Baltimore, USA, berufen und von der European Society of Clinical Virology zum Ehrenmitglied ernannt. Habermehl, der zur Studierendengeneration der Gründer der Freien Universität zählt, gehört zu den ersten Wissenschaftlern, die nach dem Kriege das Fach Virologie in Deutschland gründeten. Sein wissenschaftliches Lebenswerk betraf die virologische Grundlagenforschung und deren Bedeutung für die Aufklärung von Viruskrankheiten.

Das breite Forschungsspektrum seiner Arbeitsgruppen erstreckte sich von der Strukturaufklärung der Picornaviren und der Pseudorabiesviren über die Aufklärung der Virusreproduktionschritte und die zellulären Pathogenitätsmechanismen bis hin zur Neuentwicklung und Automatisierung der Virusdiagnostik. In der HIV-Diagnostik war er maßgeblich an der Entwicklung neuer Testmethoden und der Kontrolle der Bestätigungstests beteiligt. Er führte erstmalig die HIV-Laborberichtspflicht ein und ist in zahlreichen nationalen und internationalen Forschungsgremien tätig.



Prof. Karl-Otto Habermehl ist einer der bedeutendsten Virologen Deutschlands.

1993 war er Präsident der IX. International Conference on Aids und des STD Weltkongresses. Er ist Mitglied des Nationalen AIDS-Beirates der Bundesregierung sowie im Vorstand zahlreicher nationaler und internationaler Wissenschaftsorganisationen und Beratergremien der Regierung und der Weltgesundheitsorganisation. Besondere Stationen seines Werdeganges waren die Berufung als Direktor an das New York State Department of Health und an das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft gegründete Institut für Experimentelle und Klinische Virologie. 1975 erhielt er den Ruf als Ordinarius an das

von ihm neu gegründete Institut für Klinische und Experimentelle Virologie der Freien Universität Berlin, welches in den Jahren seiner Tätigkeit hohe internationale Reputation erlangte. 1977 bis 1978 war er Dekan der Fakultät für Klinisch-Theoretische Medizin der FU Berlin. Er wurde mit dem großen Bundesverdienstkreuz geehrt, dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse, dem Verdienstorden des Landes Berlin, den Verdienstmedaillen der sowjetischen und der russischen Akademie der Wissenschaften, der Verdienstmedaille der Freien Universität, der E. v. Bergmann-Plakette und dem Diploma con special honor der Universität Buenos Aires.

Auch nach seiner Emeritierung im Jahre 1997 ist er unverändert aktiv. Er ist im Vorstand zahlreicher nationaler und internationaler Institutionen tätig und gründete das Institut für Biotechnologische Diagnostik, in welchem er in Kooperation mit mir die externen Qualitätskontrollen der Virusdiagnostik durchführt. Im Auftrag der Weltgesundheitsorganisation, der Bundesärztekammer und der deutschen virologischen wissenschaftlichen Fachgesellschaften werden derzeit Virusinstitute in 59 Ländern erfasst und betreut. Im Auftrage des Bundesforschungsministeriums wird von ihm gegenwärtig die erste deutsche Qualitätskontrollstudie für die BSE-Diagnostik durchgeführt.

Prof. Dr. Heinz Zeichhardt

Ehemaliger Dekan und Vizepräsident
hat Entwicklung der Naturwissenschaften
an der FU entscheidend mitgestaltet

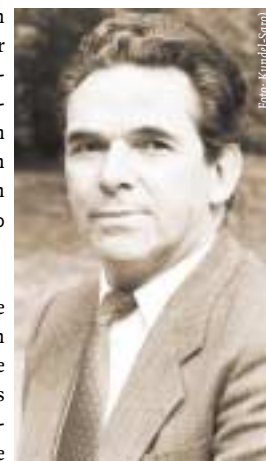
Prof. Mielitz nach Unfall verstorben

Dr. Gerd Mielitz, von 1971 bis 1997 Professor für Angewandte Geographie am FB Geowissenschaften, ist am 11.01.2002 an den Folgen eines tragischen Unfalls im Alter von 70 Jahren verstorben.

Gerd Mielitz studierte bis 1962 an der FU Berlin Geographie, arbeitete bei Prof. Arthur Kühn als Assistent und promovierte 1966 über Zentrale Orte in Oberhessen und ihren Funktionswandel. Als Akademischer Rat

wandte er sich raumordnerischen und regionalwirtschaftlichen Fragestellungen in Europa zu und befasste sich insbesondere mit der italienischen Regional- und Wirtschaftspolitik. Als Professor vertrat er auch das Wahlfach Wirtschaftsgeographie am Fachbereich Wirtschaftswissenschaft. Eine ganze Generation von Studierenden hat sich im Rahmen dieses Faches mit regionalen Struktur- und Standortanalysen beschäftigt, was durch die große Zahl der von ihm betreuten Diplom- und Doktorarbeiten belegt ist.

Ende der 70er Jahre war Prof. Mielitz an der Entwicklung und Erprobung des



Prof. Mielitz war von 1984 bis 1987 Vizepräsident der FU.

Modellversuchs für das „Ergänzungsstudium Tourismus mit den Schwerpunkten Management und regionale Planung“ beteiligt und hat sich ab 1983 maßgeblich für die Institutionalisierung des Studiengangs an der FU Berlin eingesetzt. Inzwischen haben weit über 400 Studierende diesen Studiengang erfolgreich abgeschlossen und besetzen in dem vielfältigen Tätigkeitsfeld zahlreiche Führungspositionen.

Sein Engagement für den Bereich Tourismusforschung führte zur Gründung des deutschen Arbeitskreises „Freizeit- und Fremdenverkehrsgeographie“. Zudem wurde er Mitbegründer des Willy-Scharnow-Instituts für Tourismus an der FU Berlin. Über viele Amtsperioden vertrat er umsichtig als Dekan den Fachbereich Geowissenschaften und gestaltete als Vizepräsident für Naturwissenschaften von 1984 bis 1987 die Entwicklung der Freien Universität entscheidend mit.

Werner Moser
Verwaltungsleiter des
Fachbereichs Geowissenschaften

Anzeige

Gästezimmer, hell, ruhig, FU-Nähe
€ 30,-/Tag - 822 58 77/838 5 6093

PERSONALIA

BERUFUNGEN

Dr. Klaus Altmann hat den Ruf auf eine C4-Professur für das Fachgebiet Algebra im Fachbereich Mathematik und Informatik erhalten.

Dr. Marianne Braig hat den Ruf auf eine C3-Professur für Politikwissenschaften mit besonderer Berücksichtigung Lateinamerikas im Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften angenommen.

Dr. Ulrich Cubasch hat einen Ruf auf eine C4-Professur für das Fachgebiet Meteorologie mit Schwerpunkt Klimatologie im Fachbereich Geowissenschaften erhalten.

Dr. Ralf Erdmann, Inhaber einer C3-Professur am Fachbereich Biologie, Chemie, Pharmazie der Freien Universität Berlin, ist auf eine C4-Stelle dieses Fachbereichs berufen worden.

Dr. Rainer Hüttemann, zur Zeit Professor in Osnabrück, hat den Ruf auf eine C4-Professur für das Fachgebiet Bürgerliches Recht, Handels- und Gesellschaftsrecht, Bilanz und Unternehmenssteuerrecht im Fachbereich Rechtswissenschaft erhalten.

Dr. Joachim Klewes ist zum Honorarprofessor im Fach Publizistik- und Kommunikationswissenschaften mit dem Schwerpunkt Öffentlichkeitsarbeit/Kommunikationsmanagement ernannt worden. Der Titel seiner Antrittsvorlesung am 22. Januar lautete „Müssen Berater arrogant sein? Fakten und Thesen zur Kommunikations- und Unternehmensberatung.“

EHRUNGEN



Dr. Peter Halbach, Professor am Fachbereich Geowissenschaften, hat von der International Marine Minerals Society (IMMS) in Honolulu (Hawaii) die R. Moore Medal erhalten. Die IMMS hat es sich seit ihrer Gründung im Jahre 1987 zum Ziel gesetzt, die naturwissenschaftliche und technische Forschung zur Entstehung und Nutzung mineralischer Meeresbodenlagerstätten und mariner Naturstoffe zu fördern. Die R. Moore Medal ist die höchste Auszeichnung dieser Gesellschaft. James R. Hein, Präsident der IMMS, betonte in seiner Laudatio die „fundamental advan-

cements in our understanding of deep-sea mineral deposits“, die durch Prof. Halbachs Forschungen erzielt wurden.

PREISE



Die Preisträgerin Louise Brown und der Preisträger Jens Schönfeld.

Im Dezember des vergangenen Jahres zeichnete der Verein der Berliner Kaufleute und Industrieller (VBKI) zum elften Mal die besten Arbeiten des wissenschaftlichen Nachwuchses im Bereich der „Europaforschung“ mit dem VBKI-Preis aus. Erstmals nahmen daran die drei Brandenburger Hochschulen in Cottbus, Frankfurt und Potsdam zusammen mit den Berliner Universitäten FU, HU und TU durch Preisvorschläge und im Auswahlkomitee teil. Mit sieben verliehenen Auszeichnungen, die mit jeweils 6.000 DM dotiert waren, gingen die Juroren noch über die ausgelobten sechs Preise hinaus: Prämiert wurden zwei Diplom-

arbeiten von der FU und je eine Dissertation der anderen fünf beteiligten Universitäten. Damit ist der VBKI seinem Anspruch treu geblieben, Dissertationen, Diplomarbeiten und Magisterarbeiten gleichermaßen in einem Preisverfahren zu bewerten und auszuzeichnen.

Louise Brown erhielt den VBKI-Preis für ihre politikwissenschaftliche Diplomarbeit zum Thema „Großbritannien im Wandel: Aufgabe der nationalen Souveränität als Folge der europäischen Integration, dargestellt an dem Prinzip der Parlamentssoveränität“. „Die Bedeutung der Rechtsprechung des Gerichtshofes der Europäischen Gemeinschaften für die Handels- und Steuerbilanzrechtsprechung“ lautete der Titel der ausgezeichneten wirtschaftswissenschaftlichen Diplomarbeit von **Jens Schönfeld**.

Der VBKI will den Preis „Europaforschung“ auch in diesem Jahr ausloben. Frist für die Einreichung von Preisvorschlägen: 15. August 2002. Weitere Informationen gibt die Abteilung Forschungsangelegenheiten der FU, Bernd Wirth, Tel. 838-73621, Fax 838-73604, E-Mail: bwirth@zedat.fu-berlin.de.

Dr. Helmut Keupp, Professor am Fachbereich Geowissenschaften, und sein Mitarbeiter Dr. Spyridon Bellas haben in

Anerkennung ihrer Verdienste um die geologische Erforschung Kretas von der Griechischen Akademie der Wissenschaften zu Athen den Konstantinos Ktenas-Preis erhalten.

RUHESTAND

Dr. Helmut Gabriel und **Dr. Klaus Möbius**, beide hoch geachtete Professoren im Fachbereich Physik der Freien Universität, sind im November mit einem Festkolloquium in den Ruhestand verabschiedet worden. Die FU-Nachrichten werden Leben und Werk der beiden Wissenschaftler in der nächsten Ausgabe ausführlicher würdigen.

VERSTORBEN

Prof. em. Dr. Günter Fuchs, ehemals Fachbereich Grundlagenmedizin, ist am 29.11.2001 verstorben.

Prof. a. D. Dr. Gerd Mielitz, von 1971 bis 1997 Professor für Angewandte Geographie am Fachbereich Geowissenschaften, ist am 11.01.2002 an den Folgen eines tragischen Unfalls im Alter von 70 Jahren verstorben. Bitte beachten Sie auch den Nachruf von Werner Moser in dieser Ausgabe der FU-Nachrichten.

Grundlagenforschung an synthetischen Riesenmolekülen für die Nanotechnologie

Legosteine mit Baumstruktur

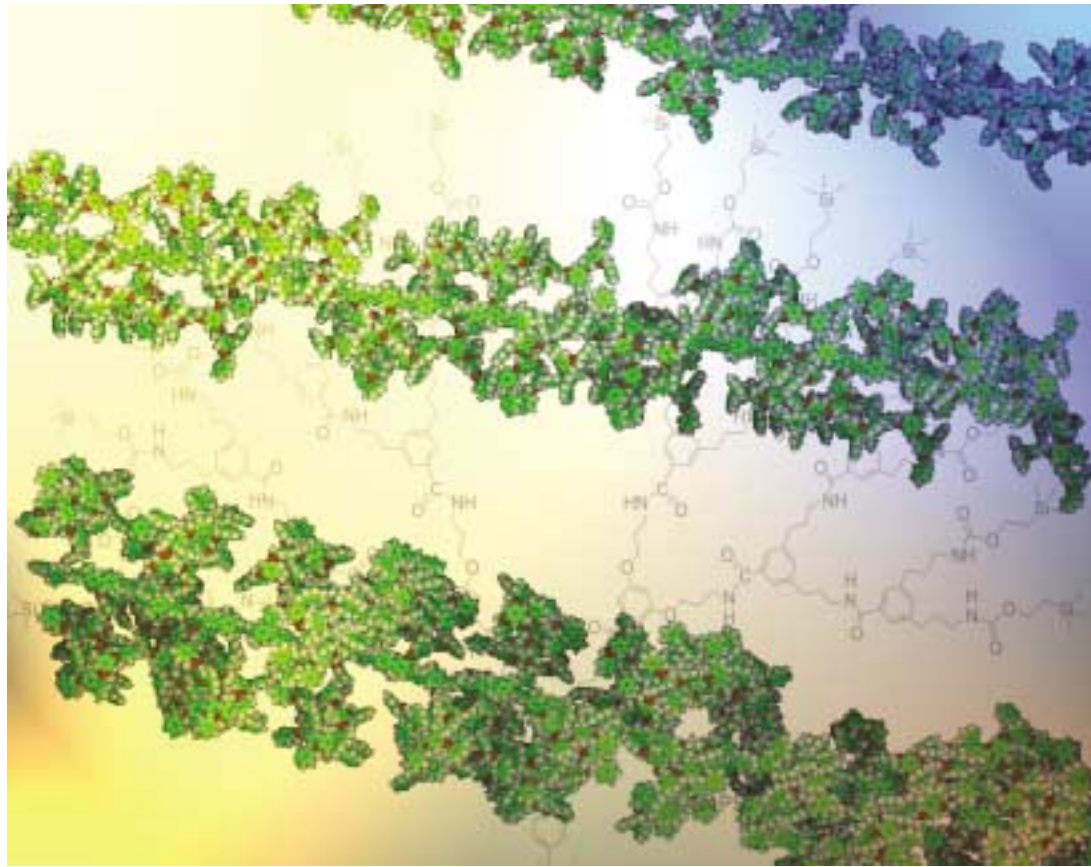
Der weiteren Miniaturisierung elektronischer Bauteile sind technische Grenzen gesetzt. Da hilft nur eins – die Richtung ändern. Bottom-up statt top-down lautet die alternative Strategie, denn kleinste Bauelemente lassen sich auch von der atomaren Ebene aus aufbauen.

Polymerwissenschaftler Prof. Dieter Schlüter vom Institut für Chemie gehört zu den Grundlagenforschern auf diesem Gebiet. Er entwickelt riesige Einzelmoleküle, die aufgrund ihrer ungewöhnlichen Eigenschaften vielfältige Anwendungen in der Nanowelt von morgen finden könnten.

Dieter Schlüter ist eigen – zumindest was seine Chemie betrifft. Während andere Polymerchemiker fast unendlich viele Moleküle miteinander verknüpfen, um Kunststoffe mit besonderen Eigenschaften zu erzeugen, hat der 49-Jährige (fast) nur eines im Sinn, nämlich Nanoobjekte. Sie sollen einmal da Anwendung finden, wo die Grenzen der Miniaturisierung bereits erreicht sind – beispielsweise in der Elektronik. Bausteine und Funktionseinheiten aus einzelnen Molekülen aufzubauen, ist sein Ziel. Entsprechend dem so genannten bottom-up approach zur Nanotechnologie. Am Institut für Chemie/Organische Chemie, wo Schlüter seit 1992 lehrt und forscht, entwickelt er mit seinem multikulturellen Team Methoden, um riesige Einzelmoleküle kontrolliert aufzubauen. Darunter filigran-verzweigte Kugeln und regenwurmartige Gebilde.

Die Vorsilbe „nano“ suggeriert Winzigstes. Aber in Relation zu typischen small molecules wie Aspirin oder einem Antibiotikum erscheint bei diesen Teilchen nur ein Attribut angemessen: m e g a groß! Denn die fein verzweigten Würmchen zum Beispiel – so genannte dendronisierte Polymere mit einem Querschnitt von fünf und einer Länge zwischen 50 und 300 Nanometer – ähneln in Größe und Gestalt eher Proteinen oder Viren.

Sie herzustellen ist schon fast eine Kunst. Bis zu 1.000 kleine Moleküleinheiten (Monomere) werden aneinander gehängt – aber nicht vernetzt. Sie bilden das Polymerrückgrat. Was fehlt, sind die Verzweigungen. Ansatzpunkte sind bereits vorhanden, denn wie ein lebender Baum hat der Polymerpross geschützte reaktive Stellen – Knospen ähnlich, deren Schutzkappen sich mit Säure absprennen lassen. Nur wächst daraus nichts hervor: An diesen Punkten werden die Verzweigungen (Dendronen) angeheftet. „Während kleine Moleküle nur ein paar reaktive Zentren besitzen, haben diese Polymere – je nach Wachstumszustand – bis zu 16.000 davon“, erläutert Schlüter, „und das auf engstem Raum.“ Tausende identischer Reaktionen müssen parallel an einem Molekül ablaufen. Sind die Polymere „entschützt“, sind sie extrem polar – also gut wasserlös-



Wachstumsphasen vom Sprössling (oben) bis zum ausgewachsenen Polymer (unten).

lich. Je mehr Dendronen sich verankern, desto unpolarer werden sie wieder. „Man muss ein Gefühl dafür entwickeln, wann man die Polarität der Lösung verändern muss, damit die Würmchen nicht am Boden des Kolbens ausfallen. Denn dann stoppt die Reaktion vorzeitig.“ Soweit der Weg zu Polymeren „1. Generation“. Doch ein echter Baum wird erst mit den Jahren stark genug, jedem Sturm zu trotzen. Bei Nanobäumchen ist das nicht anders. Junge Polymere sind so flexibel wie Spaghetti, ist Schlüters Erfahrung. (Mann kocht schließlich nicht nur im Labor.) Das Ziel sind möglichst steife Stäbchen. Also müssen sich die Äste wieder und wieder verzweigen. Nicht ganz einfach, denn je dichter das Gestrüpp, desto schwieriger ist es, weitere Äste anzubringen. Bis zu vier Wachstumszyklen sind derzeit schon möglich.

TEAMARBEIT ZWISCHEN DEN DISZIPLINEN

Doch wie lang sind die Teilchen eigentlich? Und wie steif? Mit klassischen Analysemethoden lässt sich zwar die chemische Zusammensetzung feststellen. Bei den wirklich interessanten Fragen versagen sie jedoch kläglich. Polymerforschung ist ein sehr interdisziplinäres Gebiet. Chemiker, Physiker und Ingenieure arbeiten hier Hand in Hand. Nun ist Jürgen Rabe gefragt. Der Polymerphysiker erforscht mit seinem Team an der Humboldt-Universität die physikali-

schen Eigenschaften von Makromolekülen – so auch Schlüters Nano-Objekte. Mit Hilfe des Rasterkraftmikroskops tastet er Probenplättchen mit einzelnen Polymerelementen ab, die darauf – Zeile für Zeile – als eine Art Höhenrelief auf dem Bildschirm des Rechners erscheinen. Er kann sie ausmessen, anstupfen, verbiegen und zu geordneten Mustern arrangieren. Rabe interessiert, wie sich die physikalischen Eigenschaften auf der Längenskala von Angstrom (10^{-10} m) über Nanometer (10^{-9} m) zum Mikrometer verändern. Entlang einer Atomkette fließt elektrischer Strom nahezu reibungslos – ganz anders als in einem noch so dünnen Kupferkabel. Auch die Kräfte, die zwischen Molekülen (bzw. zwischen Molekül und Oberfläche) wirken, sind andere. Für derartige Untersuchungen sind Schlüters Moleküle ideale Modellsysteme. Eine gegenseitige Abhängigkeit also, die beide Wissenschaftler über die Jahre zu guten Freunden machte.

DENDRIMERE ALS „TAXI“ FÜR ZYTOSTATIKA?

Kugelförmige „Baumteilchen“ (Dendrimere) stehen im Zentrum eines anderen interdisziplinären DFG-Projektes, das gerade anläuft. Gemeinsam mit Ronald Gust vom Institut für Pharmazie will Schlüter untersuchen, ob diese regelmäßigen sphärischen Makromoleküle sich als Transportvehikel für Arzneistoffe – speziell Zytostatika – eignen. Substanzen wie Cisplatin sind nur schwer wasserlöslich, weshalb sie bei der Chemotherapie in sehr hoher Dosierung eingesetzt werden müssen. Ein Problem von vielen, das die FU-Wissenschaftler durch Kopplung des Wirkstoffes an die Kunststoffkügelchen gleich auf einen Schlag lösen wollen. „Wir können Dendrimere mit genau definiertem Durchmesser von zwei bis zehn Nanometer herstellen und auf deren Ober-

fläche, je nach Belieben, verschiedene funktionelle Gruppen anbringen – zwischen zehn und 100 insgesamt. Einige werden als Anker für den Wirkstoff dienen, andere das Kügelchen gut wasserlöslich machen“, erklärt Schlüter das Projekt, dessen chemischen Part seine Doktoranden Sabine Fuchs und Stefan Müller übernommen haben. Anders als herkömmliche Transporter wie Liposomen werden Dendrimere nicht durch Enzyme im Blut abgebaut und auch nicht vom Immunsystem aufgespürt. Während kleine Moleküle in alle Zellen gelangen, werden Polymere nachweislich nur von porösen

Zellen, wie sie in Tumoren besonders häufig vorkommen, aufgenommen. Dadurch sind sie für gesundes Gewebe nicht toxisch. Der Wirkstoff soll mit einem säurelabilen Anker an sein „Taxi“ gebunden werden, so dass sich die Tür für den Tod bringenden „Fahrgast“ erst im sauren Milieu der entarteten Zelle öffnen kann. Eine weitere Option ist das gleichzeitige Verankern von Antikörpern, mit deren Hilfe ein zielgenaues Anpeilen der Krebszellen (Drugtargeting) möglich wäre. Doch das ist natürlich noch Zukunftsmusik. Ob kugelförmig oder langgestreckt: Auf Grund der Möglichkeit, beliebige Funktionen – Blüten und Früchten gleich – an ihre Zweige zu heften, sind die Riesenmoleküle für viele Anwendungen geeig-



Prof. Dr. Dieter Schlüter

net. Kürzlich konnten Schlüter und Rabe zeigen, dass sich mit vielfach geladenen Teilchen (Polyelektrolyten) bestückte Würmchen spontan mit entgegengesetzt geladenen DNA-Molekülen umwickeln: interessant für die Molekularbiologie – als Genfähre. Aneinander gehängt werden dendronisierte Polymere zu molekularen Drähten, gut isoliert durch die Dendronen. Photoaktive Zentren machen sie zu Lichtsammlersystemen oder molekularen Leuchtdioden. Eine wahrhaft schillernde Zukunft erwartet die bizarren Legosteine im Nanobaukasten.

Catarina Pietschmann

Humboldt-Stipendiat verstärkt FU-Chemie

Das Institut für Chemie/Organische Chemie hat Zuwachs durch eine materialwissenschaftlich orientierte Nachwuchsgruppe bekommen. Dr. Stefan Hecht von der University of California at Berkeley wird sich mit einem Stipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung („Sofja Kovalevskaja-Preis“) sein eigenes Arbeitsgebiet erschließen. Mentor und Forschungspartner des erst 27-jährigen Chemikers wird Prof. Dieter Schlüter sein. Durch die enge Zusammenarbeit beider Forschergruppen wird die Polymerchemie und damit der Schwerpunkt „Materials Sciences“ an der FU weiter ausgebaut.

Stefan Hecht wird chemische Prozesse auf der Ebene einzelner Moleküle erforschen. Die gezielte Synthese nanometergroßer Einzelmoleküle (Polymere oder Makrozyklen) sowie deren exakte räumliche Anordnung und Fixierung auf Oberflächen mit modernsten physikalischen Methoden stehen dabei im Vordergrund.



Dr. Stefan Hecht

Geplant ist auch die chemische Synthese direkt auf der Oberfläche sowie die Entwicklung von Techniken, um einzelne Moleküle ähnlich wie Legosteine miteinander zu verknüpfen. Stefan Hecht studierte Chemie an der Berliner Humboldt-Universität und wechselte zum Diplom an die University of California at Berkeley. Dort promovierte er anschließend bei Prof. Jean M. J. Fréchet über die Synthese und Charakterisierung funktionaler Polymere. Der „Sofja Kovalevskaja-Preis“ der Alexander von Humboldt-Stiftung wurde vom Bundesforschungsministerium im Rahmen des Zukunftsinvestitionsgramms (ZIP) aus UMTS-Mitteln gestiftet. Die Auszeichnung soll jungen ausländischen oder im Ausland arbeitenden Wissenschaftlern ermöglichen, hochrangige, innovative Forschung in Deutschland durchzuführen und damit die Internationalisierung des Forschungsstandorts Deutschland zu stärken.

Catarina Pietschmann



Mit dem Rasterkraftmikroskop lassen sich einzelne Moleküle gezielt in jede Richtung bewegen.



Foto: FU Berlin

Illustrationen: Schlüter/Junior

Foto: Pietschmann

Paläontologen der FU datieren das Alter von Gesteinen an Hand von Ammoniten

Harte Schale – weicher Kern

Cephalopoden – niemand kennt sie genau, aber sie sind in aller Munde. Und das im wortwörtlichen Sinne. Denn Calamari fritti hat schon fast jeder Mensch einmal in einem italienischen Restaurant genossen. Kalmar, Krake, Sepia und ihre Kollegen dienen aber nicht nur als Leckerei, sondern auch als Hauptdarsteller in Horrorfilmen wie „Das Monster aus der Tiefe“.

Der Tintenfisch – von Legenden umwoben. In aller Welt müssen sich Cephalopoden-Forscher mit Halbwahrheiten auseinandersetzen. Zum Beispiel mit der alten Seefahrer-Geschichte, die besagt, dass riesige Tintenfische ganze Schiffe in die Tiefe gerissen hätten. In der Tat gibt es Kopffüßer in der Größe bis zu 20 Meter. Ihr Name: Architeuthis. Doch diese Giganten leben in der Tiefsee und sind bisher nur gesichtet worden, wenn sie tot an irgendeinen Strand angetrieben wurden. Einen Ausflug an die Oberfläche, um gehässigerweise eine Galeere zu kapern, würde diese Kalmar-Gattung wegen des großen Druckunterschiedes und des im flachen Wasser fehlenden Sauerstoffs gar nicht überleben.

Doch auch ohne den Märchen Glauben zu schenken, strahlen Octopus, Sepia & Co. eine Faszination aus. Und das keineswegs unbegründet: Cephalopoden sind verhältnismäßig intelligent, zeigen eine enorme Neugier, wechseln ihre Farbe so schnell, dass ein Chamäleon vor Neid ganz langsam erblassen würde, verändern die Oberfläche ihrer Haut zu Tarnungszwecken ebenso rasant und sind teilweise in der Lage, ihren massig aussehenden Körper durch engste Ritzen zu zwängen. Zudem wird ihre Tinte nicht nur zum Schreiben benutzt, sondern dient in der Homöopathie auch als Antidepressivum.

Auch an der Freien Universität Berlin stehen diese Tiere im Mittelpunkt, arbeitet eine Gruppe von Wissenschaftlern um Professor Helmut Keupp an Cephalopoden. Bleibt die Frage: Wieso wird fernab des Ozeans an Tintenfischen geforscht? Und dann auch noch



Die AG Keupp mit einem ihrer Forschungsobjekte: Dirk Fuchs und Dr. Kerstin Warnke (untere Reihe); Prof. Dr. Helmut Keupp, Dr. Theo Engeser, Anton Sprey (v.l.n.r.).

am Institut für Geologische Wissenschaften, Fachrichtung Paläontologie, in Lankwitz und nicht im Fachbereich Biologie. „Die Cephalopoden sind ein sehr relevantes Untersuchungsobjekt, weil sie in Form von Nautiliden und Ammoniten die häufigsten Fossilien sind“, begründet Keupp das Interesse der FU an Tintenfischen. „Da muss man sich nur einmal ihre Verbreitung in der Erdgeschichte ansehen – lebend gibt es sieben- bis achthundert Arten, fossil etwa 25.000 Arten.“

AUF ZEHN- BIS ZWANZIGTAUSEND JAHRE GENAU

Und dann fällt ganz schnell der Begriff Leitfossil. Das bedeutet, dass man über bestimmte Fossilien Gesteinsserien zeitlich einordnen kann. Als Beispiel: Wenn der Paläontologe ein *Schistoceras* findet, weiß er, dass er sich im obersten Oberkarbon – also in einer 290 Millionen Jahre alten Sedimentschicht – befindet. Eine alternative Möglichkeit, ein Erdzeitalter zu bestimmen, besteht durch radiometrische Altersdatierung. Das heißt, durch die Messung der Zerfallsprodukte von radioaktiven Stoffen in den Gesteinen. „Doch da gibt es viele Störfaktoren“, erklärt Keupp, „zum Beispiel durch Stoffaustausch im Grundwasser oder thermische Aufheizung der Gesteine. Je älter das Gestein ist, umso größer ist deshalb die Unsicherheit. Häufig sind überhaupt keine radioaktiven Stoffe vorhanden.“

Und eben hier helfen die Leitfossilien, also die Cephalopoden weiter. „Die radio-

metrische Altersdatierung ist absolut, die Biostratigraphie relativ, aber zuverlässiger. Kombiniert man beides, kann man einen zeitlichen Aufschluss auf zehn- bis zwanzigtausend Jahre genau erreichen.“



Schiffe verschlingende Riesenkralen geisterter Jahrhunderte durch die Fantasien von Seeleuten und Landratten. Kolorierter Kupferstich, Paris 1805.

Was ist nun genau das Arbeitsfeld der AG Keupp? Der Doktorand Dirk Fuchs beschäftigt sich im Rahmen des gemeinsam mit Biologen und Paläontologen der Humboldt-Universität durchgeführten Graduiertenkollegs „Evolutive Transformationen und Faunenschnitte“ mit fossilen Coleoiden. Coleoiden sind Tintenfische, die ihre Schale im Laufe der Evolution in den Körper hinein verlagert haben und diese Schale teilweise oder ganz reduzierten. Bei fast allen rezenten Cephalopoden wie Sepia, Kalmar, Krake und Co. handelt es sich um moderne Coleoiden. Dirk Fuchs durchsucht die Literatur und weltweit auch Sammlungen von Naturkundemuseen nach Merkmalen an fossilen Coleoiden und bewertet diese. „Er soll eine Merkmalshierarchie nach einem einheit-

lichen System erstellen“, erklärt Keupp, „herausfinden, wie die Stammesentwicklung dieser Gruppe abgelaufen, wie sie durch äußere Einflüsse wie das Absinken des Meeresspiegels beeinflusst worden sein könnte.“ Das gleiche Gebiet, nur bei den Ammoniten, ist bereits Thema der fast abgeschlossenen Doktorarbeit von Anton Sprey. „Zeitliche Abfolge und morphologische Details helfen auch, heutige Verwandtschaftsbeziehungen zu klären“, meint Keupp. Deshalb durften beide dabei nicht die lebenden Kopffüßer aus den Augen verlieren.

EIN LEBENDES FOSSIL

An denen forscht in der AG Keupp Dr. Kerstin Warnke: Sie beschäftigt sich mit der Biologie von *Spirula*. Dieses so genannte „lebende Fossil“ sieht den urtümlichen Tintenfischen mit einer relativ vollständig erhaltenen Schale noch sehr ähnlich und soll Rückschlüsse auf die Vergangenheit erleichtern. Mittelfristig soll über künstliche Befruchtung die Embryonalentwicklung dieses Tieres und insbesondere die der Schale untersucht werden. Überaus hilfreich ist in diesem Zusammenhang die Kooperation mit Sigurd von Boletzky, einem international anerkannten Entwicklungsbiologen für rezente Cephalopoden aus dem französischen Banyuls-sur-Mer.

Spirula wurde im Herbst letzten Jahres in Zusammenarbeit mit dem Instituto Ciencias del Mar (Gran Canaria) vor Fuerteventura mit einem extra dafür angefertigten Netz gefischt. Momentan untersucht Warnke die DNA dieses „Posthörnchens“, um herauszufinden, wie die Tiergruppe innerhalb der

lebenden Cephalopoden einzuordnen ist und ob *Spirula*, wie von Keupp vermutet, sehr ursprünglich ist und damit der nächste lebende Verwandte der Ammoniten sein könnte. „Aber molekulare Untersuchungen reichen nicht aus“, stellt Keupp klar. „Dadurch kann ein völlig anderes, schiefes Verwandtschaftsbild entstehen.“ In Zusammenarbeit mit Sprey und Fuchs soll Warnke die Verbindung zwischen Gestein und Heute herstellen. Keupp: „Diese Kombination soll unsere Stärke werden.“

Er selbst trägt gemeinsam mit Dr. Theo Engeser seinen Teil zum Gelingen dieser Aufgabe bei. Die beiden haben sich die Paläökologie und die Paläopathologie vorgeknöpft. Über Untersuchungen der Kiefer und der Mageninhalt wird die Ernährung analysiert, sichtbare Verletzungen an den Fossilien lassen Rückschlüsse auf Feinde zu. Dadurch können die Wissenschaftler den ehemaligen Lebensraum der Tiere eingrenzen und deren Morphologie erklären.

Es sind noch viele Fragen offen. Wie verändern sich die Ökosysteme mit der Zeit und durch Evolution? Vor rund 65 Millionen Jahren, an der Grenze von der Kreide zum Tertiär, starben die meisten Arten mit Außengehäusen aus. Warum? Und schließlich: Warum haben die Ammoniten nicht überlebt, aber die Nautiliden und Coleoiden sehr wohl? All das möchte die AG Keupp nun interdisziplinär mit der Biologie herausfinden. „Man lernt aus der Stammesgeschichte aber auch die heutige Tintenfisch-Fauna besser verstehen“, kommt Keupp in die Gegenwart zurück. „Es ist wichtig, ökologisch gewachsene Zusammenhänge zu kennen. Denn die Cephalopoden sind ein Nahrungspotenzial der Zukunft, enorm wichtig für die Welternährung.“ Womit wir wieder bei der anfangs erwähnten Delikatesse wären...

Micha Bustian

Foto: Keupp



Die regenerierte, bandförmige Schalenverletzung in dem Ammoniten-Gehäuse weist auf eine erfolgreiche Attacke durch Krebscheren hin. Sie belegt, dass dieser Ammonit vor mehr als 150 Millionen Jahren nahe am Meeresboden lebte, da nur dort derartige Fressfeinde vorkommen.

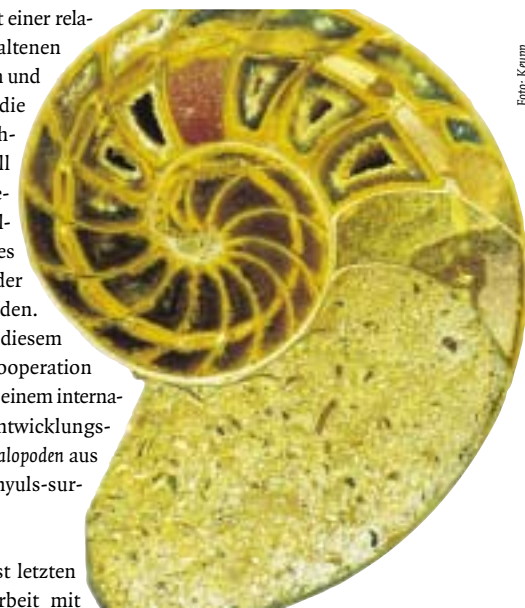


Foto: Keupp

Das aufgeschnittene, fossile Gehäuse eines Nautilus lässt die Kammerung erkennen, die das schon vor ca. 500 Millionen Jahren von den Kopffüßern entwickelte und bis heute angewandte U-Boot-Prinzip der Gleichgewichtshaltung durch das Fluten bzw. Abpumpen von Wasser ermöglicht.

Kleine Tintenfischologie für den Hausgebrauch

Octopus, Sepia & Co.

Die Giganten: *Architeuthis dux*, so lautet der wissenschaftliche Name dieses Riesen der heutigen Tintenfischwelt. Über seine wirkliche Maximalgröße kann man nur spekulieren, aber zumindest 18 Meter sollen es sein – davon macht der Körper nur fünf bis sieben Meter aus, der Rest besteht aus Kopf und den zehn Fangarmen. Der Atlantische Riesenkalmar lebt wahrscheinlich in 200 bis 400 Metern Tiefe im nördlichen Atlantik. In den Kaltwasserantriebsgebieten vor Neufundland, Kanada und Norwegen werden diese Tiere regelmäßig tot angespült. Lebendig hat noch kein Wissenschaftler einen *Architeuthis* vor die Augen oder die Kamera bekommen; deshalb basieren viele Informationen noch auf Vermutungen. Das Wissen wurde durch Untersuchungen an toten Tieren gesammelt. Funde von Handteller großen Schnäbeln oder von Augen mit 40 Zentimetern Durchmesser legen die Annahme nahe, dass große Riesenkalmare bei einem Gewicht von mindestens 200 Kilogramm mehr als 20 Meter lang werden. Von Zeit zu Zeit wird angeblich beobachtet, dass diese Tiere mit auftauchenden Pottwalen kämpfen. Das ist falsch: Zwar ist der Pottwal der größte Feind von *Architeuthis*, doch an der Wasseroberfläche sind die Tintenfische meist schon tot und hängen nur noch an den Walen, weil ihre Saugnapfringe mit Widerhaken bestückt sind. Auch in der erdgeschichtlichen Vergangenheit dokumentieren Fossilfunde von Kopffüßer-Gehäusen, etwa aus der Kreide-Zeit, die Existenz wahrer Giganten. So wurden im westfälischen Münsterland bisher die weltweit größten Ammoniten mit dem Namen *Parapuzosia* gefunden, deren Durchmesser bis zu drei Meter erreichte.



Foto: IKA/N-Unterwasserarchiv Frankfurt

Der Winzling: Ein ausgewachsener *Idiosepius paradoxus* erreicht eine Gesamtlänge von höchstens eineinhalb Zentimetern. Aber dieser Knirps hat es in sich:

Er attackiert auch Krebstiere, die genau so groß sind wie er selbst. Wenn *Idiosepius* sich einen dieser gammariden Amphipoden von hinten gepackt hat, beißt er sich so schnell wie möglich zum Herz durch. Die Nördliche Zwergsepie ist in Japan und im südlichen China verbreitet, mindestens bis Hongkong.

Der Giftige: An den Stränden Australiens stehen Warnschilder mit der Aufschrift „Danger – Blue Ring Octopus“. Und das zu Recht! Der *Hapalochlaena* wird zwar nur bis zu 16 Zentimeter groß, ist aber lebensgefährlich. Der Grund: Dieser Krake lähmt seine Beute durch ein Nervengift, das von Bakterien in seinem Speichel produziert wird und bisher nachgewiesenerweise drei Menschen getötet hat. Das Tetrodotoxin lähmt nur die willkürliche Muskulatur, die wir bewusst steuern; Herz, Iris und Darmwand arbeiten normal weiter. Die Opfer bleiben bei Bewusstsein und sterben durch Sauerstoffmangel. Bei Mund-zu-Mund-Beatmung erholt sich der Mensch fast vollständig. Aber darauf sollte man sich nicht verlassen!



Foto: IKA/N-Unterwasserarchiv Frankfurt

Die Urtümlichen: Den Nautilus hat wohl jeder schon einmal gesehen – sei es im Aquarium oder in einem Buch. Schließlich hat Jules Verne in seinem Buch „20.000 Meilen unter dem Meer“ nicht zufällig das U-Boot des Kapitän Nemo nach ihm benannt. Das „Perlboot“ trägt sein rotbraun-weiß zebrestreiftes Gehäuse mit etwa 20 Zentimetern Durchmesser noch außen, genau wie die seit 65 Millionen Jahren ausgestorbenen Ammoniten. Der größte Teil des Gehäuses ist in gasgefüllte Kammern unterteilt, in die nach dem U-Boot-Prinzip je nach Bedarf Wasser geflutet bzw. abgepumpt wird und sich das Tier in ein Gleichgewicht mit seiner Umgebung versetzt. Nautilus ruht tagsüber in 300 bis 400 Meter Tiefe, um in der Nacht an den Wänden der tropischen Korallenriffe aufzusteigen und zu fressen. Weniger spektakulär kommt *Spirula* daher: Etwa sieben Zentimeter groß hat auch das „Posthörnchen“ noch ein spiralgelbes Gehäuse, das völlig verdeckt im Mantel liegt und dem Tier seinen populär-



Foto: W. Balling

Das «lebende Fossil» eines Nautilus im Aquarium.

wissenschaftlichen Namen gab. Auch *Spirula* steigt nachts zum Fressen auf (von 550 bis 1000 auf 100 bis 300 Meter Tiefe). Es wurde beobachtet, dass dieser Cephalopode Kopf und Arme komplett in den Mantel zurückzieht und diesen mit zwei zugespitzten Hautlappen verschließt. Zudem hat das „Posthörnchen“ Leuchtorgane, deren Funktion noch nicht geklärt ist.



Foto: Krupp

Spirula trägt sein Gehäuse verdeckt im Mantel.

Der Geheimnisvolle: Schon der Name lässt einen erschauern – *Vampyroteuthis infernalis*! Zwar ist der nächste Verwandte des Kraken-Urahns mit maximal 13 Zentimetern recht klein geraten, aber sein Körper weist einige erstaunliche Merkmale auf. Zwischen den acht Armen sind Häute ausgebildet, die bei Beunruhigung über den Körper gezogen werden und so an den Umhang des Grafen Dracula erinnern. Zudem besitzt das Tier zwei fadenartige Tentakeln, die wohl als Fühler dienen und in Gruben zwischen dem ersten und zweiten Armpaar eingezogen werden können, und zwei Flossen am Hinterende des Mantels. *Vampyroteuthis* hat diverse Leuchtorgane inklusive einem Paar mit verschlussartigen Lidern und kann aus unbekannter Quelle Leuchtpartikelwolken ausstoßen, die bis zu zehn Minuten leuchten. Dies dient wahrscheinlich zur Verwirrung potenzieller Räuber. Der Tiefseevampir lebt in 600 bis 1.000 Metern Tiefe in tropischen Gewässern aber auch in den Meeren der gemäßigten Klimazonen.



Foto: IKA/N-Unterwasserarchiv Frankfurt

Micha Bustian

Der Fachbereich Physik hat Prof. Gabriel und Prof. Möbius verabschiedet

Abschied in Raten

Mit einem Festkolloquium verabschiedete der Fachbereich Physik im November zwei seiner Professoren, die ihm beide seit über 30 Jahren angehört und sich um ihn sehr verdient gemacht haben: Prof. Dr. Helmut Gabriel und Prof. Dr. Klaus Möbius. Die Festvorträge hingen mit den Arbeitsgebieten der Geehrten zusammen: Prof. Dr. J. Burgdörfer (TU Wien) sprach über „Quantum Trajectories of Stochastic Schrödinger Equations“ und Prof. Dr. K.-P. Dinse (TU Darmstadt) über „Atoms, Molecules and other Toys for EPR Spectroscopists“. Die Grüße und den Dank der Freien Universität Berlin überbrachte ihr Präsident, Prof. Dr. Peter Gaegtgens.

ländern befasst. So wirkte er an leiternder Stelle beim Neuaufbau des Institutes für Halbleiterforschung in Frankfurt/Oder mit und ist Mitglied im forschungspolitischen Beirat des Landes Thüringen.



Foto: Kuntzel-Suro

Prof. Dr. Klaus Möbius

Prof. Dr. Klaus Möbius wurde 1936 in Berlin geboren und studierte an der FU Physik, Chemie, Mathematik und Volkswirtschaft. Er habilitierte sich hier 1969 in Experimentalphysik und übernahm 1971 eine Professur. Sein Arbeitsgebiet ist die Atom- und Molekülphysik, wobei er spezielle und sehr ausgefeilte magnetische Resonanzmethoden für seine Untersuchungen einsetzt. Wie Prof. Gabriel arbeitete er schon in den Sonderforschungsbereichen 161 und 337 mit. In den letzten Jahren wandte er sich der Untersuchung großer biologischer Moleküle zu und ist daher auch an dem jüngsten Sonderforschungsbereich Sfb 498 „Protein-Kofaktor-Wechselwirkung in biologischen Prozessen“ beteiligt. Dazu ist er Koordinator eines Schwerpunktes der DFG („Hochfeld-EPR“), der 20 Arbeitsgruppen in Deutschland und Israel umfasst. In Jerusalem verbrachte er auch eines seiner Forschungssemester. Als nach der Wiedervereinigung die drei Berliner Physik-Fachbereiche eine gemeinsame Perspektive entwickeln mussten, war er Dekan und trug wesentlich zum Gelingen des Vorhabens bei. Für seine Forschungen erhielt er eine Reihe hoher Auszeichnungen, unter anderem den Max-Planck-Forschungspreis 1992, den Philip-Morris-Forschungspreis 1996 und die Goldmedaille der Internationalen EPR-Gesellschaft 2001. Trotz seines erfüllten Wissenschaftlerlebens kann Möbius nicht endgültig von der Physik lassen: Er will seine Arbeit auch nach der offiziellen Verabschiedung noch einige Zeit im Fachbereich fortsetzen. Also doch kein endgültiger Abschied – und Ruhestand sowieso nicht.

FU-N

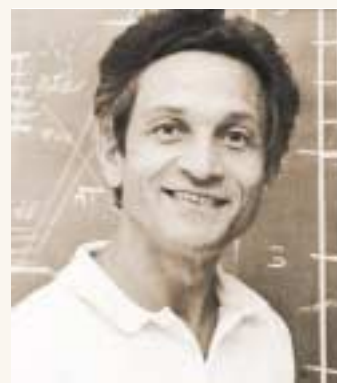


Foto: Kuntzel-Suro

Prof. Dr. Helmut Gabriel

Prof. Dr. Helmut Gabriel, geboren 1933 in Schlesien, studierte Physik an der TU Braunschweig, habilitierte sich dort 1966 und kam 1969 an die FU. Seine Arbeiten in theoretischer Physik umfassen Beiträge zur dynamischen Wechselwirkung zwischen Kern und Elektronen, zur Streuung von Ionen an Oberflächen, zur Dynamik von Anregungen in Molekulkristallen und zu nichtlinearen Erscheinungen. Das erstgenannte Thema führte auch dazu, dass er lange Jahre Sprecher des ersten Sonderforschungsbereichs an der FU (Sfb 161 „Hyperfeinwechselwirkungen“) war. Aber auch am nachfolgenden Sfb 337 „Energie- und Ladungstransfer in molekularen Aggregaten“ wirkte er 12 Jahre als Teilprojektleiter mit. Längere Forschungsaufenthalte führten ihn unter anderem nach Berkeley, Aarhus und Grenoble. Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit engagierte er sich in außergewöhnlicher Weise in der akademischen Selbstverwaltung und in der Hochschulpolitik. Er war über die Jahre hin dreimal Dekan des Fachbereichs und 1980 bis 1982 Vizepräsident der FU für Naturwissenschaften und Forschung. In der Wendezeit 1988 bis 1993 gehörte er dem Wissenschaftsrat an und war dadurch auch mit dem Umbau der Institute in den östlichen Bundes-

Filialen Copy-Repro-Center an der FU-Berlin

SB-Kopien
Farbkopien
Auflagendruck
Exemplardruck
Dissertationsdruck
Hausarbeiten
Bindungen

...in der FU-neben der Mensa
Otto-von-Simson-Strasse 26
14195 Berlin
Telefon: 83228897
Telefax: 83227176
Mo.-Do. 10.00 - 18.00 Uhr
Fr. 10.00 - 16.00 Uhr

...neben der Rostlaube
Habelschwerdter Allee 37
14195 Berlin
Telefon: 84174210
Telefax: 84174230
Mo.-Fr. 8.00 - 20.00 Uhr
Sa. 9.00 - 14.00 Uhr

...Ecke Unter den Eichen
Ladenbergstraße 2-4
14195 Berlin
Telefon: 83009310
Telefax: 83009330
Mo.-Fr. 8.00 - 20.00 Uhr
Sa. 9.00 - 14.00 Uhr

Digitaldrucke
...vom Datenträger
...über ISDN
...über e-Mail
Datentransfer
CD-brennen + kopieren
scannen mit Texterk.

http://www.copy-center.de e-mail: kontakt@copy-center.de Infoline Telefon: 83009314

Universitätsbibliothek erinnert an Alexandra, die Preußin auf dem russischen Thron

Der Zauber der weißen Rose

Mit der Ausstellung eines ihrer kulturhistorisch wertvollsten Werke der Rarissammlung hat die Universitätsbibliothek der Freien Universität die Veranstaltungen zu ihrem 50-jährigen Jubiläum am 1. März 2002 begonnen: „Der Zauber der weißen Rose“. Es ist die illustrierte Beschreibung des königlichen Hoffestes in Potsdam am 13. Juli 1829 zum Geburtstag der russischen Zarin und preußischen Königstochter.

Prinzessin Charlotte (1798-1860), die älteste Tochter von König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise, hatte 1817 den Großfürsten Nikolaus von Russland aus dem Hause Romanow (1796-1860) geheiratet und hieß, nachdem sie zum russisch-orthodoxen Glauben übergetreten war, Alexandra Feodorowna. Nach dem Tod des Zaren Alexander I. im Jahre 1825 folgte ihm Nikolaus auf den Thron und erstmals wurde eine Preußin die First Lady im damals mächtigsten Reich Europas.

Im Juni 1829 fand in Potsdam die Hochzeit ihres älteren Bruders, dem späteren König und Kaiser Wilhelm I., mit der sachsen-weimarischen Prinzessin Augusta statt. Ein Grund für das Zarenpaar, nach Preußen zurückzukehren. Während Nikolaus seine Reise Ende Juni nach Warschau fortsetzte, blieb seine Gemahlin in Potsdam, wo sie in Sanssouci residierte. Anlässlich ihres Geburtstags am 13. Juli 1829 wurde zu ihren Ehren ein großes Fest unter dem Namen „Der Zauber der weißen Rose“ ausgerichtet. Schon als Kind hatte sich die Zarin die weiße Rose als Sinnbild gewählt. Im Familienkreis trug sie den Kosenamen „Blanchefleur“, nach der Heldin des Ritterromans „Der Zauberring“ (1812). Das Werk des Romantikers Friedrich de la Motte Fouqué zählte zur Lieblingslektüre der königlichen Geschwister.

MITTELALTERREZEPTION AM PREUSSISCHEN HOF

In ganz Europa, und so auch am preußischen Hof, spielte damals das Mittelalter im politischen und kulturellen Denken eine wichtige Rolle. Davon zeugen nicht nur Karl Friedrich Schinkels Gemälde von Residenzen und Denkmälern im mittelalterlichen Formenkanon, sondern auch die private Sommerresidenz des Königs in Paretz, wo etwa die Kirche und einstige Schmiede im „gothischen Styl“ errichtet waren. Das Mittelalter wurde genutzt, um die eigene Herrschaft zu historisieren und zu legitimieren. Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. war der Ritterge-



Alexandra, die ehemalige Prinzessin Charlotte, bei der Verleihung der Preise und der weißen Rose an die Ritter.

danke nicht fremd; die Kinder Friedrich Wilhelms III. waren Mittelalter-„Fans“. Sie lasen nicht nur begeistert die seit Beginn des 19. Jahrhunderts beliebten Ritterromane, sondern die Prinzen hatten auch auf ihrem Zug gegen Napoleon 1815 das Nibelungenlied in der Übertragung von Johannes von Müller im Tornister. So wundert es nicht, dass anlässlich des 31. Geburtstages der ältesten Tochter des Königs und jetzigen russischen Zarin, Alexandra Feodorowna, ein prachtvolles Ritterspiel in Szene gesetzt wurde, das damals seinesgleichen in Europa suchte.

DREI FESTAKTE

„Der Zauber der weißen Rose“ bestand aus drei Festakten: einem „Carrousel“, einem „beweglichen Bild im Zauberspiegel“ und einem „Ball“. Das Carrousel wurde öffentlich mit Quadrillen in Ritterkostümen auf dem Platz vor dem Neuen Palais geritten. Im Schlosstheater wurden die so genannten „lebenden Bilder neuen Stils“ vorgeführt. Im Anschluss daran fand im Schloss ein Ball in mittelalterlichen Kostümen und die Verleihung der im Wettspiel gewonnenen Preise statt. Organisiert wurde die Geburtstagsfeier von Herzog Karl von Mecklenburg, dem Onkel der Zarin, sowie Karl Friedrich Schinkel und Friedrich de la Motte Fouqué. Das Fest war das bedeutendste und prachtvollste, das jemals am preußischen Hof gefeiert wurde und

erfreute sich außerordentlicher Publizität. „Der ganze Hof und höhere Adel ist schon seit gestern nach Potsdam gereist, die Wirtshäuser haben nicht alle fassen können, die Kasernen sind von den Rittern, welche im Karussell reiten, eingenommen, die Soldaten sind auf die Dörfer verlegt, die Privatquartiere sind für die mittanzenden und spielenden Damen in Beschlag genommen, kurz wie bei einer Frankfurter Krönung“, ließ Bettina von Arnim ihren Mann wissen. Und Karoline von Rochow schrieb: „Alles, was in Berlin, Potsdam und Umgegend nur irgend Präsentables aus allen Kreisen darbot, wurde dazu eingeladen.“



Pflege eines weißen Rosenstockes durch allegorische Gestalten, im Hintergrund die Silhouette von Berlin.

Für den ersten Festakt wurde ein ritterliches Reitturnier inszeniert: Um sechs Uhr abends begann es mit dem öffentlichen Schaureiten von zehn Ouadrillen in Ritterkostümen, die Preußen, Niederlande, Kurbrandenburg, Schlesien, Brandenburg, Wenden, Hohenzollern, Mecklenburg, Nürnberg und Braunschweig repräsentierten. Mit Lanze, Speer und Schwert mussten die Reiter Ringe, Scheiben und hölzerne Köpfe treffen. Nach dem festlichen Aufzug, zu dem der Königliche Hof-Compositur Carl Blum eigens die Musik komponiert hatte, fanden die Waffenspiele statt. Das Turnier war ursprünglich als Übung für Ritter und Knappen gedacht, bei der ein Angriff mit Lanzen und Schwertern systematisch und erfolgreich durchgeführt werden sollte. Ihren Ursprung hatte diese Form des militärischen Trainings mit dem Namen „mêlée“ (Getümmel) wahrscheinlich Ende des 11. Jahrhunderts in Nordfrankreich. Im deutschsprachigen Gebiet wurde dafür der Begriff „buhurt“

verwendet. Die ritterlichen Kampfspiele aber hörten mit dem 16. Jahrhundert auf, da sich die Militärtechnik weiter entwickelte. So entstand im 17. Jahrhundert das Carrousel, „eine Art aufeinander abgestimmtes Schaureiten“, das sich im 18. Jahrhundert zur Parade entwickelte, um die Macht und den Reichtum eines Herrschers zu zeigen. Bis in das 19. Jahrhundert war es traditioneller Bestandteil königlicher und fürstlicher Festveranstaltungen. Vorbild waren natürlich auch antike Reiterspiele, wie Vergil sie etwa in seiner „Aeneis“ beschreibt.

BEWEGLICHES BILD IM ZAUBERSPIEGEL

An das Carrousel schloss sich im Theater des Neuen Palais, das auch heute noch als Theater und Konzertraum genutzt wird, der zweite Festakt an, der nur für geladene Gäste vorgesehen war und ganz im Geist der Antike stand: „Lebende Bilder neuen Stils“ – nämlich solche, auf denen sich die Figuren bewegten und sprachen – stellten in allegorischem Gewand das Leben der gefeierten Zarin und ihr Sinnbild, die weiße Rose, nach. In dem Zauberspiegel, den

man sich als dunklen oder schwach beleuchteten Hintergrund vorstellen kann, erschienen die Silhouetten von Berlin und Moskau oder der Sternenhimmel, vor dem sich allegorische Gestalten, etwa die Jahreszeiten, lange Texte deklamierend oder musikalisch begleitet zeigten. Schinkel allerdings erntete für seine Zeichnungen kein Lob. Zu karg fand der König die klassischen Gestalten bei den Proben und ließ sie umändern. Bettina von Arnim schrieb kommentierend: „(...) der König war böse auf ihn, daß er die lebenden Bilder zu nackt und in schwarze Kulissen eingerahmt hatte und ließ sie nach Gutdünken umändern; Schinkel war daher auch nicht bei dem Fest.“

Der Ball, der den Abschluss der Festlichkeiten bildete, fand im Grottenaal des Schlosses statt. Eine tanzende Quadrille in den Kostümen und Farben des Carrousels empfing die Kaiserin. Nach weiteren Tänzen und Reigen schritt man zur großen Tafel, nach deren Aufhebung die bei den Waffenspielen gewonnenen Preise (goldene Ketten, Pokale und Säbel) sowie in einer weißen Schleife eine silberne Rose verliehen wurden.

Dieses rauschende Fest wurde in einem handkolorierten Prachtband dokumentiert. Die Illustrationen und Lithographien, die noch bis 22. Februar 2002 im Foyer der Universitätsbibliothek zu sehen sind, zeigen die Hofgesellschaft, adelige Reiter und antikisch geschürzte Damen und belegen eindrucksvoll eines der ereignisreichsten Festlichkeiten am preußischen Hof. Auch in zahlreichen Memoiren und Briefen findet „Der Zauber der weißen Rose“ Erwähnung. „Es war zum Sterben fatigant, denn es dauerte fast zwölf Stunden“, beurteilte etwa Karoline von Rochow diese außergewöhnliche Geburtstagsfeier, es ist „aber doch vielleicht einzig in seiner Art“.

Dr. Gerd-H. Zuchold

Foyer der Universitätsbibliothek
der Freien Universität Berlin
Garystr. 39, 14195 Berlin-Dahlem
Mo-Fr, 9-20 Uhr

Führungen:

Dr. Gerd-H. Zuchold
Tel.: 030 / 84 50 92 69
E-Mail: dr.gerd-h.zuchold@t-online.de

IMPRESSUM

Herausgeber: Das Präsidium der Freien Universität Berlin
ISSN 0944-0585
Fax: 030/838-73 187 und 030/8326561
E-Mail: nef@zedat.fu-berlin.de
Online-Ausgabe: <http://www.fu-berlin.de/fun>

Redaktion: Uwe Nef (verantwortlich)
Dr. Felicitas von Aretin
Niclas Dewitz
Ilka Seer
Formatanzeigen: unicom MediaService, Hentigstr. 14a, 10318 Berlin, Tel.: 65 26 - 21 71, Fax: 65 26 - 42 78, www.hochschulmedia.de
Gültige Anzeigenpreisliste: Nr. 26 v. 1.4.01
Redaktionsschluss der Ausgabe 03-04/2002: 25. März 2002
Erscheinungstermin: 17. April 2002

Layout und Gestaltung: unicom Werbeagentur GmbH
www.unicommunication.de
Druck: H. Heenemann GmbH & Co.
Die FU-Nachrichten werden auf sauerstoffgebleichtem Papier mit einem 50%-igen Recyclinganteil gedruckt.

Anschrift der Redaktion: Kaiserswerther Straße 16-18
14195 Berlin.
Tel.: 030/838-73 180, 73181



Die fünfte Quadrille, die Brandenburg repräsentiert.